Jacques de Mahieu

VOLK NATION RASSE

GRUNDLAGEN DER BIOPOLITIK

DS-Verlag

Jacques de Mahieu

VOLK – NATION – RASSE
Grundlagen der Biopolitik

Die Beherrschung und Anwendung
biologischer Politik und politischer Biologie
allein verbürgt auf die Dauer den Sieg
über unsere weltanschaulich-politischen Gegner
aller Grade und Schattierungen.

Dr. Lothar Stengel-von Rutkowski (1908–1992)

INHALTSVERZEICHNIS

EIN WORT ZUVOR

Die Politik von morgen

Augenblicklich betrachtet die Welt mehr denn je die moderne Demokratie mit respektvoller Scheu wie den Messias, von dem sie erhofft, er werde sie vor dem universalen Chaos bewahren. Die liberale Schule verspricht stets eine Wohlstands-Wunder-Welt.

Indessen hat die Demokratie in ihrem Kampf für den Menschen vollkommen versagt. Sie bleibt in Unkenntnis der wahren Werte. Sie kennt den Frieden nicht. Sie hat bedauerlicherweise bei ihrem Versuch Bankrott gemacht, ihre Aufgabe zu rechtfertigen, da sie keine ihrer fälschlich optimistischen Erklärungen umsetzen kann. Die Demokratie hat die Welt von keiner der Geißeln Dummheit, Rassenunruhen und Verbrechen befreien können. Im Gegenteil hört keines von diesen Übeln auf, sich weiter zu verbreiten. Fügen wir diesem noch die Verseuchung von Luft, Wasser, Boden und vor allem Nahrung hinzu.

Man darf sich darüber nicht wundern. Denn die Verfälschung der westlichen Völker mit der Idee vom Profit, dem Begriff der Gleichheit, der Lüge durch Weglassen, der Heilmittelmißbrauch, der moderne Komfort und der Pazifismus um jeden Preis haben ein doppeltes Ergebnis gehabt: Unsere Nationen sind als solche von Unbeweglichkeit und Bewußtlosigkeit überfallen; aber auch als Einzelwesen ist jeder von uns der Entwurzelung und einer moralischen Bastardisierung erlegen, die zum Ziel hat, aus uns einen „folgsamen und wohlfeilen" Lakaien zu machen, einen Gefangenen seiner Laster, seiner Robotereigenschaften und seiner Wahnvorstellungen. Diese Verfälschung steht im Begriff, aus uns – als Individuen wie als Nationen – elende Schurken, Bastarde, namenlose Völker, den idealen Rohstoff für einen Welttermitenstaat zu machen.

Gleichwohl, die Probe ist gemacht, es hätte auch anders ausgehen können. Seit die (natürliche) Hygiene ihren Platz in der Entwicklung der gesellschaftlichen Gruppen und die Rasse ihre Rolle zurückerhalten haben, sind Gesundheit und Ordnung wiederhergestellt. Nun fehlt nur noch, daß die Politik die Lebensgesetze und die Gebote der biologischen Moral beachtet. Es ist also leicht zu verstehen, daß die Frage des Rassebewußtseins nicht nur der Schlüssel der Geschichte, sondern auch derjenige der menschlichen Kultur ist. Aber wer kann auch heute noch eine solche Aussage begreifen, ohne dabei zu entgleisen? Wir sollten uns anstrengen, die Nebel zu zerreißen, mit denen die Halbgebildeten und Dummköpfe der Literatur eine Frage verhüllt haben, die im Grunde gar nicht so schwer zu beantworten ist.

Die Biopolitik zwingt uns zu einem globalen Bewußtwerden. Jeder einzelne Zweig des Wissens als solcher wird so für uns absolut gleichgültig. Die Biologie beispielsweise erweist sich für unsere Denk- und Lebensweise nur als von hoher Tragweite, wenn sie zur Lösung von gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Problemen beiträgt. Welchen Wert hätten für uns tausend Erkenntnisse der Erbgesundheitslehre, wenn sie nicht zu einem tieferen Verständnis der Religion und der Zukunft der Menschheit führten? Niemals wird eine spezielle Wissenschaft innerhalb des Gemeinschaftslebens als Faktor der Organisation wirken, wenn sie sich nicht auf die Höhe einer Politik des ganzen Menschen erhebt.

Dr. Jacques Baugé-Prévost, Psy.M.D., N.D.
Präsident der „Société d'Hygiène Naturelle du Québec",
Direktor des „Institut Supérieur des Sciences Psychosomatiques, Biologiques et Raciales", Quebec (Kanada).

EINLEITUNG

Vergessen und Übertreibung des ethnischen Faktors

Es kommt selten vor, daß in nicht spezialisierten politischen Untersuchungen der Rasse ein Platz eingeräumt wird, wie er ihr als Faktor der Existenz, der Struktur und der Entwicklung menschlicher Gemeinschaften zukommt. Entweder man vergißt sie ganz einfach, was nichts weiter zu bedeuten hätte, weil es sich dabei nur um das geistige Beharrungsvermögen bestimmter Gesellschaftsschichten handelt, obwohl dabei das Entwicklungsbild viel größerer Gemeinschaften völlig verfälscht wird, oder aber die Rasse wird – was nur ganz selten der Fall ist – zum einzigen Schlüssel der Geschichte, zum alleinigen Faktor des Fortschritts des Menschen und seiner Gemeinschaften, ja selbst des Entstehens und Vergehens ganzer Zivilisationen gemacht. Entweder gibt es angeblich überhaupt keine Rasse, sondern bestenfalls eine solche nur als Element ohne Bedeutung, ein einfacher Reflex der Umwelt, oder aber man läßt sie im Gegenteil die Welt mit einem absoluten und unabwendbaren Determinismus zerbersten. Einerseits haben Marx und Maurras, auch wenn sie gelegentlich so nebenbei einige ethnopolitische Faktoren erwähnen, offensichtlich Furcht davor, in den Kern von Problemen einzudringen, die ihnen nicht liegen oder die ihnen die Entwicklung ihrer Theorien erschweren. Andererseits systematisiert Gobineau[1] bemerkenswerte Beobachtungen und Überlegungen übermäßig und macht eine ethnische Gruppe zum deus ex machina der Geschichte; gewiß, nicht ohne sich dafür zu entschuldigen, da er der erste war, der diese Frage ernsthaft anschnitt und – man bedenke: das war vor mehr als einem Jahrhundert – nicht über die unerläßlichen Elemente verfügte, die uns die Biologie

[1] Französischer Graf, 1816–1882, Hauptwerk: Essai sur l'inégalité des races humaines

erst im Lauf der letzten Jahrzehnte vermittelt hat. Erwähnen wir schließlich auch noch die Kampagnen gegen den „Rassismus“ jener Wissenschaftler, die zu Propagandisten wurden, und der Propagandisten, die sich als Wissenschaftler ausgaben und viele Geister verwirrten. Aus all diesem geht hervor, daß es unerläßlich ist, das Problem erneut zu behandeln, und zwar von Grund auf und bis zu den letzten Konsequenzen und allein im hellen Licht wissenschaftlicher Tatsachen.

Die Biopolitik

Wir werden im Lauf unserer Untersuchung feststellen, daß das ethnische Problem von vornherein in einer zu strengen Form aufgeworfen worden ist, oder daß es, genau ausgedrückt, am Rande des eigentlichen Rassenproblems existiert, eine ähnliche Frage, wie sie uns in der Umgangssprache begegnet. Wir sagen von einem menschlichen Wesen wie von einem Pferd: „Es hat Rasse“. Das bedeutet nicht, daß es zu einer bestimmten ethnischen Gruppe gehört, sondern im Gegenteil, daß es sich durch gewisse Eigenschaften von seiner ethnischen Gemeinschaft unterscheidet. Da wir festgestellt haben, daß diese Eigenschaften erblich sind, werden wir – freiwillig oder gezwungenermaßen – zugeben müssen, daß es in den Rassen Kategorien der gleichen biopsychischen Art gibt wie in den ethnischen Gemeinschaften im eigentlichen Sinn des Wortes. Und da wir gesehen haben, daß diese Kategorien soziale Bedeutung erhalten haben, wäre es angebracht, die Ethnopolitik durch die Genopolitik zu vervollständigen und die Gesamtheit der Erbvorgänge insofern in Rechnung zu stellen, als sie das Leben der menschlichen Gemeinschaften beeinflussen. Das ist der Sinn der Biopolitik. Vielleicht erscheint manchem dieser Terminus zu eng, da die behandelten Charakteristika nicht nur biologisch, sondern auch psychisch sind. Wir wollen jedoch da-

bei bleiben; zunächst weil es uns schon des Wohlklangs wegen unmöglich erscheint, von „Biopsychopolitik" zu sprechen, und vor allem deswegen, weil die Biologie – die Wissenschaft vom Leben– sich schon endgültig von ihrem ursprünglichen Materialismus freigemacht hat, der Folge von Descartes' (1596–1650) Dualismus, der uns immer fremder wird, während die Philosophie glücklicherweise zu der Auffassung Aristoteles' von der substantiellen Einheit des Lebewesens zurückkehrt. Der Biopolitik kommt eine wichtige Rolle zu: In der ganzen Welt vervielfachen sich die Rassenkonflikte, und am Horizont tauchen in einem bisher unbekannten Umfang große ethnische Zusammenstöße auf. Die aus internen Gründen entstehende Degeneration unserer traditionellen Gemeinschaften verlangt eine Erklärung sowie Heilmittel, die die Politikwissenschaft bisher weder anbieten noch anordnen konnte. Wir werden auf den folgenden Seiten sehen, in welchem Umfang die Biopolitik – vom Interesse ganz abgesehen, das sie aus der Sicht der reinen Forschung bietet – uns erlaubt, gewisse zeitgenössische Probleme zu klären und ihre unerläßliche Lösung zu definieren.

DIE RASSE

Der Mensch: Vererbung und Geschichte

Im Augenblick der Empfängnis enthält die Eizelle potentiell die ganze spätere Entwicklung des menschlichen Wesens, so wie es wird, aber auch so, wie es unter anderen Umständen werden könnte. In diesem Augenblick seiner Schöpfung besitzt der Mensch eine Vielzahl von Möglichkeiten, unter denen er unentwegt wählen muß; und diese ständige Wahl wird aus seiner möglichen Zukunft nicht nur die Wirklichkeit ausschalten, wie sie sich – psychisch und physiologisch – seinem Gedächtnis einprägt, sondern auch das Versäumte und all seine möglichen Folgen. Das Leben des Menschen ist also eine ständige Bereicherung durch die Realisierung der gegebenen Möglichkeiten, aber auch eine ständige Verarmung durch den Verlust von Möglichkeiten, die sich als unbrauchbar erwiesen haben. Der Mensch bekommt also bei seiner Entstehung ein potentielles Kapital mit; und wir wissen, daß er es von seinen Eltern erbt. Aber er selbst übt in jedem Augenblick seiner Existenz einen Einfluß auf dieses Kapital aus durch die Wahl, die er trifft: eine Wahl, die von seinen Notwendigkeiten bestimmt wird, das heißt von dem Milieu, in dem er lebt und das auf ihm lastet, aber auch von seiner Vergangenheit, die auf dem Weg über das Gedächtnis sein Wesen gewandelt hat. In einer ständigen Angleichung an sich selbst und an seine Umwelt trifft der Mensch seine Wahl. Sein Wesen hängt also von zwei Umständen ab: Die Vererbung verschafft ihm die Gesamtheit seiner Möglichkeiten, und die äußeren Umstände lassen ihn seine Wahl unter jenen treffen, sie bestimmen also sein Geschick. Man kann den Menschen nicht studieren, wenn man eines dieser beiden Elemente außer acht läßt. Tut man es doch, ist kein wirksamer Einfluß auf ihn möglich. Vom doppelten Gesichtspunkt des Studiums und der

Aktion aus muß die Politik die Vererbung des Menschen in Rechnung stellen, das heißt, im weitesten Sinn des Wortes, seine Rasse ebenso wie sein Milieu.

Die Tatsache der Rasse

Der Begriff „Rasse“ ist heute so weit gefaßt, daß er einfach zu ungenau, ja sogar beinahe unbrauchbar wird. Man wendet ihn unterschiedslos auf unsere oder jede andere Spezies an („die menschliche Rasse“), auf Gruppen der gleichen oder ähnlichen Hautfarbe („die weiße Rasse“) und auf diese oder jene Untergruppen („die arische Rasse“), auf historische Gemeinschaften („die italienische Rasse“) und sogar auf sprachliche oder kulturelle Menschengruppen („die lateinische Rasse“). Ohne Frage hat man auf jeden Fall die vage Vorstellung, daß die Rasse an den Vererbungsfaktor des Menschen gebunden ist, und daß eine rassische Einheit eine gewisse Gemeinsamkeit von Eigenschaften besitzt, die mit dem Leben selbst weitergegeben werden und sie von anderen unterscheiden. Aber man hat indessen Soziologen und Politologen erlebt, die die Ungleichheit der verschiedenen Menschengruppen allein auf das Milieu zurückführen und also behaupten, daß alle die gleichen Möglichkeiten besitzen. Während andere willkürlich die rassische Gleichförmigkeit primitiver Eingeborenenstämme behaupten, führen sie gleichzeitig die unleugbare Verschiedenartigkeit der Typen einer bestimmten Gruppe als Begründung an, nur um das tatsächliche Vorhandensein von Rassen weiter leugnen zu können. Andererseits neigen die Anthropologen dazu, ihre Einstufungen mit diesem oder jenem willkürlich gewählten Faktor zu begründen. Manchmal stellt die Hautfarbe das einzige Merkmal der Unterscheidung rassischer Gruppen dar; oder auch die Schädelform und sogar die Gerinnfähigkeit des Blutes. Günstigstenfalls berücksichtigt man mehrere körperliche Kennzeichen und schließt aus-

drücklich jeden psychischen Faktor aus. Der Zufall einer Entdeckung, und sei es auch nur einer angeblichen, oder einfach nur die Mode verändert von Zeit zu Zeit ohne stichhaltigen Grund einen wesentlichen Zweig der Wissenschaft vom Menschen. Hier haben sich die Ideologien eingemischt. Hier liegt der Grund dafür, daß es uns unerläßlich erscheint, das Problem zu überdenken, wobei man von dem ausgehen sollte, was uns die Erfahrung geschenkt hat. Es bedarf keiner Theorien, um die Tatsache der Rasse untermauern zu können. Alle Welt kann einen Kongolesen von einem Chinesen unterscheiden; jedermann begreift den Unterschied zwischen einer Gruppe von hundert Schweden und einer solchen von hundert Spaniern. Wir wissen auch alle, daß ein Neger, der in New York geboren wird, genauso schwarz ist wie einer, der das Licht der Welt am Kongo erblickt, und daß daher gewisse Kennzeichen, die einen ethnischen Unterschied – zumindest für den Sachkundigen – erkennen lassen, erblich sind. Die Schwierigkeit beginnt erst bei der Definition des Rassenbegriffes. Versuchen wir, die Fakten aufzudecken, die ihn verzerren. Wir können das ganz einfach, wenn wir nicht den Menschen, sondern tierische Lebewesen betrachten. Wenn uns so eine zoologische Definition der Rasse gelingt, wird es uns nicht schwerfallen zu erkennen, in welchem Ausmaß sie auch auf das Phänomen der menschlichen Rasse anwendbar ist.

Der zoologische Begriff der Rasse

Betrachten wir eine gewisse Anzahl deutscher Schäferhunde. Warum sagen wir, daß sie zu einer bestimmten Rasse gehören? Ganz oberflächlich, weil sie sich einander ähnlich sind. Sie haben physisch die gleiche Gestalt und zeigen die gleichen psychischen Qualitäten: mittlere Größe, langes braunes Haar verschiedener Schattierung, spitze Schnauze, buschiger Schwanz, angriffsfreudig, überlegene Intelligenz

im Vergleich zu den meisten anderen Hunderassen, usw. Trotzdem ist aber jeder deutsche Schäferhund nicht genauso wie jeder andere. Ihre Größe kann um Zentimeter verschieden sein, der Schwanz ist mal länger, mal kürzer, das Fell schwankt farblich zwischen hell beige und fast schwarz; ihr Mut und ihre Intelligenz haben verschiedene Grade. Ein solcher Schäferhund hat manchmal ein dunkleres Fell als der schwarz-braune Dobermann oder ist weniger intelligent als eine dänische Dogge, die zu einer auf diesem Gebiet wenig tauglichen Hunderasse gehört. Wenn man versuchen würde, wie das in bezug auf den Menschen so häufig geschieht, die Rasse der deutschen Schäferhunde nur nach einem einzigen ihrer Kennzeichen zu definieren, würde man zu Ergebnissen gelangen, deren Absurdität ins Auge springt. Aber niemand denkt daran, so etwas zu tun. Weil nämlich, sofern es sich um Hunde handelt, jedermann sehr wohl weiß, daß die zoologische Rasse eine Gruppe von Individuen ist, die in gewissem quantitativen wie qualitativen Ausmaß eine gewisse Zahl physischer, psychologischer und psychischer Kennzeichen gemeinsam haben, die erblich übertragen werden. Das repräsentative Individuum einer Rasse ist ganz einfach dasjenige, das alle ihre Kennzeichen in höchstem Maß entwickelt in sich vereint. Das ist so, als ob man sagt, der nordische Mensch sei groß, blond, langschädelig, ausdauernd, mutig usw. Aber so könnte man nur ein Ausstellungsstück kennzeichnen, während es doch manche Menschen dieser Rasse gibt, die von mittlerer Größe, dunkelhaarig, kurzköpfig, schwächlich oder feige sind. Das will aber keineswegs besagen, die nordische Rasse sei eine Fiktion. Und man könnte ebensowenig behaupten, daß es sich nicht um eine reine Rasse handele. Aber hat dieser Ausdruck überhaupt einen Sinn?

Der Irrtum der „reinen Rasse“

Wir haben das Thema „Rasse“ bisher als ein statisches Konglomerat von Individuen betrachtet. Um die zuvor gestellte Frage beantworten zu können, ist es angebracht, sie unter ihrem evolutionären Gesichtspunkt zu prüfen. Wann sagen wir von einem deutschen Schäferhund, daß er reinrassig sei? Wir sagen es nicht deshalb, weil er die Perfektion seines Typs darstellt, sondern weil er von nicht vermischten Eltern gezeugt und geboren wurde. Gehen wir so von Generation zu Generation zurück, gelangen wir zum Ursprung der Rasse, das heißt, zu dem Augenblick, in dem – auf Grund von Mutation oder auf irgendeine andere Weise – ein Wurf von Schäferhunden geboren wurde, dessen Eltern keine solchen waren. Wir können so zurückgelangen von der Rasse zur Art, von der Art zur Gattung, bis zu der kleinen Masse von Proteinen, die eines schönen Tages Leben bekam. Doch all dies hätte keinen Sinn. Wenn wir die gemeinsame Herkunft betrachten, umfaßt die Rasse die gesamte Tierwelt. Wenn wir ihren Anfang willkürlich als den Augenblick ihrer letzten Differenzierung bestimmen, dann gründet sich das auf eine ursprüngliche Verschiedenartigkeit, selbst wenn man voraussetzt, daß danach keine Vermischung stattgefunden hat, was zu behaupten im Fall der seit langem bestkontrollierten Tierrassen gewagt wäre. Dies bedeutet auf gar keinen Fall, daß das genealogische Erbe uninteressant wäre, denn dieses ist es, von dem – mit einem später noch zu untersuchenden Prozeß – die gemeinsamen Eigenschaften und die Häufigkeit ihres Auftretens herrühren; aber es wäre ein Irrtum, aus der Reinheit der Rasse ein Kriterium für ihr Vorhandensein und – mit noch mehr Grund – für ihren Wert zu machen. Wenn man die menschlichen Gemeinschaften als von einem einzelnen Paar abstammend betrachtet, müßte man sie für Angehörige einer einzigen Rasse halten, was aber den Tatsachen nicht entspricht. Und wenn man die Idee ursprünglich vielfacher

Mutationen akzeptiert, müßte man immer noch den Faktor der Vermischung außer acht lassen. In der Biopolitik nützen uns theoretische Definitionen, die nicht der Wirklichkeit entsprechen, überhaupt nichts. Was man den „Reinheitsgrad“ einer Rasse nennt, ist nichts weiter als ihre relative Einheitlichkeit, das heißt die Tatsache, daß jedes ihrer Glieder eine mehr oder weniger große Zahl der kennzeichnenden Merkmale der fraglichen Rasse mehr oder weniger deutlich erkennen läßt.

Die Vererbung

Wir wissen im großen und ganzen, wie diese Merkmale einer Rasse weitergegeben werden. Jeder der beiden Erzeuger stattet das neue Lebewesen mit der Hälfte der Gene (Erbträger) aus, die es braucht und die seine mögliche Zukunft darstellen. Zwei Individuen – menschliche Personen oder Mäuse, beide weißer Rasse –, die das gleiche Erbkapital – abgesehen nur vom Geschlecht – haben und daher gleichwertig sind, bringen eine Nachkommenschaft weißer Rasse hervor. Die Sache wird erst kompliziert, wenn es sich um die Kreuzung von zwei Individuen mit verschiedenen erblichen Anlagen handelt. Jedermann weiß, daß nach den beiden ersten Mendelschen Gesetzen[2] ihre Nachkommenschaft hybrid ist, das heißt: die verschiedenartigen Gene ihrer Eltern vereint, sei es, daß sie sich vereinen, um ein neues Merkmal zu schaffen, oder daß die einen die anderen beherrschen, wobei diese rezessiv werden. Nach der Kreuzung dieser beiden Hybriden, also in der zweiten Generation, wird ein Viertel der Nachkommenschaft mit den Eigenschaften eines der Großeltern identisch sein, ein weiteres Viertel nimmt die des anderen Großelternteiles an, und

[2] Gregor Mendel: Sudetendeutscher Augustiner-Prior (1822–84), der die Mendelschen Vererbungsgesetze entdeckte.

die Hälfte wird hybrid wie seine Erzeuger. Diese beiden ersten Gesetze Mendels scheinen zu besagen, daß die Hybridisierung oder Bastardisierung eine vorübergehende Erscheinung ist und daß sich – rein zahlenmäßig – eine immer stärker werdende Rückkehr zu den ursprünglichen Typen ergibt. Nichts ist jedoch gefährlicher als die mißbräuchliche Verallgemeinerung und die bequeme Vulgarisierung der Mendelschen Vererbungslehre. Wenn es nämlich auch stimmt, daß die Kreuzung einer weißen Maus von „reiner Rasse“ mit einer gleichfalls „rein-rassigen“ grauen Maus in der ersten Generation Bastarde von grauer Farbe ergibt, weil die graue Farbe bei der Vererbung die weiße überwiegt, so daß in der zweiten Generation wieder ein Viertel „rein“ weiße Mäuse, ein weiteres Viertel „rein“ graue erscheinen und die restliche Hälfte aus Bastarden besteht, so ist das bei menschlichen Wesen anders. Die Kreuzung von zwei Mulatten, Kindern eines Weißen und einer Negerin, ergibt immer nur wieder Mulatten der verschiedensten Tönung, aber nie wieder einen reinen Weißen oder Schwarzen. Die Erklärungen dafür interessieren hier wenig. Die Tatsache als solche ist allein wichtig: Der hybride Typ vermehrt sich unendlich. Das dritte Mendelsche Gesetz würde übrigens genügen, um diese Beharrlichkeit festzustellen. Das erste gilt tatsächlich nur für eine Eigenschaft, das heißt für ein Gen, das von der Gesamtheit, zu der es gehörte, abgespalten wurde. Wenn man nicht nur ein, sondern zwei Rassenmerkmale untersucht, stellt man fest, daß sie sich unabhängig voneinander vererben. Die Kreuzung einer weißen Maus mit langem Schwanz mit einer grauen kurzschwänzigen ergibt in der zweiten Generation Exemplare, die den Großeltern ähneln, aber nur zu einem Achtel (oder sogar Neuntel), während die anderen Exemplare kurzschwänzige weiße und langschwänzige graue Mäuse sind. Da es sich nicht mehr bloß um zwei Gene handelt, sondern um Tausende derselben, machen die Gesetze der Wahrscheinlichkeitsrechnung das Auftauchen eines Exemplars unmöglich, das

mit einem seiner ursprünglichen Vorfahren identisch wäre, und alle Nachkommen des untersuchten Paares werden in allen Generationen hybrid in dem Sinn sein, daß sie einige der Merkmale von jedem ursprünglichen Typ aufweisen, während sie sich, von anderen Gesichtspunkten aus, wieder einander nähern. Nicht nur, daß also die beiden ersten Mendelschen Gesetze für den Menschen nur bedingt gültig sind, sondern das dritte zeigt uns auch, daß die Vielzahl der im Spiel befindlichen Rassenmerkmale genügt, um jede automatische Rückkehr zu den ursprünglichen Typen einer Erbfolge von Mischlingen unmöglich zu machen.

Die Verbindung der Gene

Wir haben bisher nur den Fall der Abstammung von einem einzelnen Paar behandelt. Aber es ist ungewöhnlich in unseren Gesellschaften, daß Brüder und Schwestern einander heiraten. In der Realität der Tatsachen ist das Problem viel komplexer als dasjenige, das sich aus der Vereinigung zweier Komplexe von Erbanlagen ergibt, und die Mischung der Gene ist unendlich viel umfangreicher. Im Schoß einer kleinen und geschlossenen Gemeinschaft wird jedoch jedermann im Lauf einer gewissen Zahl von Generationen Verwandter von jedermann, und jedes Mitglied der Gruppe hat die gleichen Ahnen wie jedes beliebige andere. Je mehr eine Gemeinschaft auf den gleichen Ursprung beschränkt ist und je geschlossener sie im Lauf ihrer Entwicklung geworden und je älter sie ist, um so mehr ihrer Mitglieder besitzen die gleichen Gene und Merkmale und um so mehr ähneln sie einander. Das heißt also, daß sich eine ursprünglich heterogene Gruppe durch Endogamie vereinheitlicht. Ihre Mitglieder werden fraglos nicht alle gleich sein, aber sie werden bis zu einem gewissen Grad nach und nach unter sich weniger unähnlich sein: ihr Aussehen, ihre Mentalität und ihre Reaktionen werden einen wachsenden Grad von

Einheitlichkeit aufweisen. Die „Reinheit" einer Rasse ist also ein Ergebnis der Inzucht und der Zeit. Und dies um so mehr, als die Gene nicht nur durch Vereinigung, sondern auch durch Zwischenträger zusammenfinden. Durch den Zusammenstoß gegensätzlicher Gene entsteht nämlich nicht notwendigerweise ein Mitteldding, sondern manchmal ein neues Merkmal. Wenn wir der Terminologie der Chemie einen Ausdruck entlehnen – was man nur mit allergrößter Vorsicht tun sollte –, würden wir sagen, daß die Gene manchmal in einer „Mischung" und manchmal in einer „Verbindung" zusammenfinden. In diesem letzteren Fall ruft die Begegnung die Reaktivierung der bis dahin nur latent vorhanden gewesenen Merkmale hervor. Es handelt sich dabei fraglos um eine ungewöhnliche Erscheinung, das man aber bei jeder Untersuchung eines Bastardisierungsvorganges in Rechnung stellen sollte.

Der doppelte Effekt der Rassenmischung

Wir wollen uns hier nicht mit den Ergebnissen beschäftigen, die eine Verbindung zwischen zwei Menschen verschiedener Rasse in dem daraus entstehenden Mischling hervorruft. Aber wir müssen ihre Konsequenzen im Schoß einer ethnischen Gemeinschaft zur Kenntnis nehmen. Unter Verzicht auf jedes Werturteil zeigen unsere vorhergehenden Analysen, daß die Rassenmischung einer Gruppe von Menschen ein Anwachsen ihrer Erbmasse hervorruft. Die Verschiedenheit der Individuen, aus denen sie sich zusammensetzt, wird größer, und zwar um so mehr, je verschiedener die ursprünglichen Typen voneinander sind. Aber was das Ganze so an Verschiedenartigkeit der mehr oder weniger theoretischen Möglichkeiten gewinnt, wird durch den Verlust an Stabilität und Zusammenhalt der Gruppe ausgeglichen, zumindest so lange, bis sie ihre Homogenität zurückgewonnen hat. Das ethnisch einheitli-

che Gemeinwesen findet in der Verwirklichung seines Wesens zusammen. Es hat ein klar definiertes Ziel und einen machtvoll gefestigten Willen. Es hat Selbstbewußtsein. Es ist „aus einem Guß". Das noch nicht homogenisierte Gemeinwesen von Bastarden wird dagegen von den verschiedensten und oft entgegengesetzten Absichten hin- und hergerissen. Es strebt auseinander und erschlafft. Es braucht Zeit, um sich selbst zu meistern: genau die Zeit, die notwendig ist, um seine ethnische Einheit wiederherzustellen. Wohlgemerkt: Die neue Rasse, die aus der Mischung entsteht, ist – welchen Wert sie auch haben möge – von ihren beiden Urbestandteilen verschieden. Es gibt jedoch Rassen, deren wichtigste Unterscheidungsmerkmale im allgemeinen beherrschend sind und die daher einige der fremden Gene, die sie durch die Vermischung in ihre Erbmasse aufgenommen haben, in einem Zustand latenter Unwirksamkeit halten können. Aber diese Fähigkeit ist ungewöhnlich und beeinträchtigt nicht die allgemeine Regel, daß zwei miteinander vermischte ethnische Gemeinschaften für eine gewisse Zeit mit ihrer erblichen Einheit auch ihre Harmonie und Spannkraft verlieren.

Die Mutation

Unsere bisherigen Überlegungen wurden so angestellt, als ob sich die Gene und mit ihnen also auch die von ihnen repräsentierten Verbesserungsmerkmale ohne jede Veränderung von Generation zu Generation übertragen. Wenn dem so wäre, würden die Gemeinschaften nie etwas anderes als das Produkt persönlicher Kombinationen von bekannten Elementen sein, und das schlichte Problem des Auftauchens neuer Merkmale bei der Vermischung wäre dann für uns unerklärlich. Aber wenn man im letzten Jahrhundert trotz allem die Entwicklung menschlicher Rassen aus primitiven Gruppen zu verstehen lernte, die sich im Verlauf ihrer

Geschichte miteinander vermischten, müssen wir heute die Tatsache der Mutation in Rechnung stellen, die durch die zeitgenössische Genetik unbestreitbar festgestellt worden ist. Unter bestimmten natürlichen oder experimentell herbeigeführten Umständen wird in einer bekannten Geschlechterfolge ein Nachkomme geboren, der in der einen oder anderen wichtigen Hinsicht anders als all seine Vorfahren ist und dessen so hervortretende Rassenmerkmale so erblich sind wie alle bisher schon vorhandenen. Die Erbmasse ist also nicht nur in ihrem Verhalten, sondern auch in ihrem Bestand Veränderungen unterworfen. Man weiß diese plötzlich erscheinenden Merkmale, tatsächlich eine Schöpfung aus dem Nichts, nicht zu erklären. Wir müssen also wohl annehmen, daß diese potentiell schon in den Genen der Erzeuger vorhanden gewesen sein müssen und daß nur ihr Lebendigwerden in einem bestimmten Augenblick der Entwicklung der fraglichen Erbfolge eine Neuigkeit darstellt. Die Mutation besteht also in dem Übergang vom potentiellen Vorhandensein eines Rassenmerkmales zu seinem Aktivwerden, das heißt aus einem als Möglichkeit vorhandenen Zustand in den tatsächlichen von Eigenschaften, die wir als neu bezeichnen, weil sie plötzlich in einer Erbfolge auftreten, ohne daß irgend jemand ihr latentes Vorhandensein bei den Erzeugern des Mutanten vermuten konnte. Die ethnologische Bedeutung des Phänomens ist gewaltig, weil es uns gestattet, den Vorgang der Rassenmischung und der Wiederherstellung der Homogenität der vermischten Gemeinschaft besser zu verstehen: Unter dem Schock, den die Vereinigung zweier Wesen verschiedener Rassen hervorruft, treten durch Mutation Kennzeichen in Erscheinung, die zu keiner der ursprünglichen Gruppen gehören und die der neuen ethnischen Gemeinschaft Besonderheiten verschaffen, die zur Stärkung ihrer Homogenität beitragen. Aber die Mutation kann auch ein Faktor der Differenzierung werden, weil sie im Schoß einer Rasse oder Erbfolge Individuen zur Welt bringt, die ihren

Eltern unähnlich sind. Das System der Auswahl, das es den Viehzüchtern ermöglicht, die sie interessierenden Rassen zu verbessern, ohne den langsamen Vorgang der Kreuzung anzuwenden, gründet sich zum Teil auch auf dieses Phänomen. Die Biopolitik wie die Tierzucht haben in der Mutation eine der wesentlichen Grundlagen ihrer Anwendung.

Die Erblichkeit erworbener Eigenschaften

Es ist ebenfalls angebracht, einen anderen nicht weniger wichtigen Faktor in Rechnung zu stellen, der noch bis vor wenigen Jahren vom größten Teil der Biologen und Psychologen geleugnet wurde: die Erblichkeit erworbener Eigenschaften. Wir wissen, daß das Individuum Gewohnheiten annehmen kann. Seine Organe und sein Verstand sind in der Lage, ihre Aktionsmöglichkeiten für das Spiel des Gedächtnisses zu erhöhen. Das Schaffen eines Künstlers oder eines Arbeiters ist nichts weiter als eine Gesamtheit von „auf Lager gelegten" Fähigkeiten, die eine Erhöhung ihres Erbgutes darstellen. Aber übermittelt dieses Individuum seinen Nachkommen diese ganze Bereicherung seines Wesens oder auch nur einen Teil davon? Viele der namhaften Biologen des 19. Jahrhunderts, die unter dem Zwang einer übertriebenen Gelehrsamkeit herangezogen wurden, leugneten das, ganz einfach schon deswegen, weil sie das Phänomen nicht im Laboratorium hatten hervorrufen können. Weder ihre Mäuse noch die Fliegen, die sie bei ihren Experimenten verwendeten, schienen ihre erworbenen Eigenschaften an die Nachkommen weiterzugeben. Was bewies das schon anderes, als daß das biologische Experiment auf bestimmten Gebieten nicht in der Lage war, die Realitäten des Lebens nachzuvollziehen?
Heute ist die Erblichkeit erworbener Eigenschaften vollständig bewiesen dank der Ergebnisse der in den USA mit

Colchizin (einem aus der europäischen Heilpflanze colchicum autumnale gewonnenen Präparat) und in Rußland mit der natürlichen Mitschurin-Methode durchgeführten Versuche. Außerdem fehlt es außerhalb der Laboratorien nicht an wohlbekannten Fällen solcher vererbten erworbenen Eigenschaften. Nehmen wir nur das überzeugende Beispiel eines Jagdhundes. Jeder Jäger weiß, daß ein Pointer, also ein Jagdhund von der Rasse der Vorstehhunde, wenn er aus guter Erbfolge stammt, schon beim ersten Mal das gesuchte Wild stellen wird, wenn man ihm auch nur eine schnelle Dressur angedeihen läßt. Es gibt jedoch nichts Widernatürlicheres als dies Stellen des Wildes bei einem Hund, dessen Vorfahren ja doch von der Jagd lebten. Es handelt sich hier also ohne jeden Zweifel um eine Veranlagung, die von einer langen Serie von sorgfältig dressierten Vorfahren geerbt wurde. Jedermann weiß, daß die Qualität und der Wert eines Jagdhundes eben von seinem Stammbaum abhängen, das heißt von dem Niveau, den dieser im Augenblick seiner Geburt erreicht hat. Auf dem Gebiet des Menschen ist bekannt – obwohl die Gegner der Lehre von der Erblichkeit erworbener Eigenschaften das bestreiten –, daß mehrere Generationen nötig sind, um auf bestimmten Gebieten eine hochqualifizierte Arbeitskraft wie zum Beispiel in der Kristallindustrie zu erhalten. Wir haben in dieser Hinsicht mehr Vertrauen zu den Bezeugungen und vor allem den praktischen Erfahrungen der Industriellen, die die Realität des Phänomens bestätigen, als zu den Versicherungen wissenschaftlicher Theoretiker. Widersprechen sich übrigens diese Transformisten des vorigen Jahrhunderts nicht selbst, wenn sie alle bei der Leugnung der Erblichkeit von Gewohnheiten ihre Theorie von der Entwicklung der Spezies auf eine leichte Veränderung über Generationen hinweg unter dem Einfluß des Milieus gründen? Veränderungen wohlgemerkt, die sich nie hätten ergeben können, wenn es keine erbliche Weitergabe von erreichten Fortschritten gegeben hätte.

Die erbliche Erinnerung

Wie dem auch sei, die heute bereits im Laboratorium erwiesenen Tatsachen können nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Die Gene sind nicht nur fähig, die zuvor nur potentiell vorhandenen Eigenschaften zu aktivieren, sondern sie lassen sich auch verändern. Die Keimzellen registrieren in gewissem Umfang die Veränderungen im Gedächtnis und geben sie weiter. Es ist offensichtlich, daß bei gleicher Erfahrung sämtlicher aufeinanderfolgender Glieder einer Abstammungskette die Wiederholung immer stärkeren Einfluß auf die fragliche Gruppe haben und sich in einen erblichen Instinkt verwandeln wird. Es ist tatsächlich so, daß die Bienen die Kenntnis der Technik erworben haben, die ihnen erlaubt, Honig zu fabrizieren. Und es ist gewiß so, daß die Dressur zahlreicher Generationen von Hunden diese wilde Spezies in ein Haustier verwandelt hat. Wir haben ganz bewußt zwei ungleiche Beispiele ausgewählt. Im Fall der Biene handelt es sich nämlich um eine Selbstveränderung zwecks Anpassung an die Notwendigkeit des Überlebens. Beim Hund dagegen handelt es sich um eine vom Menschen erzwungene Veränderung. Die Rasse verändert sich also durch die Annahme von Merkmalen unter dem Druck des Milieus, das ihm gewisse Lebensbedingungen auferlegt, aber der Mensch kann sich in dieses Milieu einordnen und so auf die ethnischen Gemeinschaften einwirken, die er umwandeln möchte. Das gilt sowohl für den Menschen als auch für Tiere. Aber man sollte sich dabei darüber klar sein, daß die neuen Merkmale nur in dem Umfang erworben werden, in dem sich die fragliche Rasse fähig zeigt, angeglichen und erzogen zu werden. Es wäre vergeblich, Generationen von Fliegen auf Blütenfelder loszulassen: sie würden keinen Tropfen Honig nach Hause bringen, geschweige denn kunstvolle Waben fabrizieren, um die süße Last für uns Menschen aufzuheben. Auch der Versuch, aus einem Tiger ein Haustier zu machen, dürfte in den meisten

Fällen fehlschlagen. Die Biopolitik besitzt in der Erblichkeit erworbener Eigenschaften ein Mittel wirksamen Eingreifens, aber nur in dem Umfang, wie die Veränderungen, die sie zu erreichen wünscht, als Möglichkeiten in der Erbmasse der fraglichen ethnischen Einheit schon enthalten sind.
Die Gene gewinnen also nicht an Möglichkeiten, aber an Erfahrung, also an Dynamik ihres Wirkens, die automatisch in den Generationen der Erben zum Ausdruck kommt, statt sich erst auf Kosten persönlicher Anstrengungen zu realisieren. Durch die Erblichkeit erworbener Eigenschaften wird eine Rasse gewissermaßen erwachsen, genauso wie ein Kind, dessen Wesen durch gemachte Erfahrungen die Kenntnisse in sein Gedächtnis aufnimmt. Es ist also möglich, eine Rasse so zu „heben", wie man ein menschliches Einzelwesen als solches heben kann.

Die Auswirkung des Milieus

Die vorhergehenden Untersuchungen lassen uns die Rolle des Milieus als rasseformender Faktor besser verstehen. Und mit „Milieu" wollen wir nicht nur die geophysischen und geopolitischen Bedingungen bezeichnen, unter denen diese oder jene ethnische Einheit lebt, sondern auch diejenigen, die man „erzieherisch" in dem Sinn nennen könnte, daß sie von einem inneren oder äußeren Willen zum Handeln für die Gemeinschaft abhängen. Das Milieu wirkt auf die Rasse als Element für die Ingangsetzung und Auswahl der ihr innewohnenden Möglichkeiten. Die Gemeinschaft befindet sich ihm gegenüber in einer Situation, die man mit der eines Schachspielers gegenüber dem Schachbrett vergleichen könnte. Er besitzt eine Kraft – das heißt, die tatsächlichen Möglichkeiten, in dieser oder jener Weise zu spielen: mit der Dame, dem Turm oder einem einfachen Bauern –, die bei Beginn der Partie gegeben ist und die aus seinen biopsychischen Gaben und seiner Erfahrung stammt. Aber sein tat-

sächliches Spiel hängt nicht nur von dieser Kraft allein ab, sondern auch von der Stellung seiner Figuren und derjenigen seines Gegners in einem gegebenen Augenblick. Diese stellt die Gegebenheit des Milieus dar, die sich auf seine Entscheidung auswirkt, diese oder jene Figur in dieser oder jener Richtung zu bewegen, wobei es vielerlei theoretisch mögliche Kombinationen gibt. Zwei Spieler von gleicher Stärke, die verschiedenen Bedingungen gegenüberstehen, werden offensichtlich nicht in gleicher Weise reagieren, und es wird für keinen von ihnen – rein technisch gesehen – einen Vorteil geben, wenn sie auf verschiedenen Plätzen dem gleichen Problem gegenüberstehen. Ersetzen wir das Schachbrett durch die geographischen und gesellschaftlichen Bedingungen und den Spieler durch die ethnische Gemeinschaft, dann haben wir den Einfluß des Milieus auf die Rasse definiert. Jedermann weiß zum Beispiel, daß das Meer beim weißen Menschen Kühnheit bewirkt, das Gebirge Widerstand und das tropische Klima Trägheit. Aber der Neger von der afrikanischen Küste ist noch nie ein guter Seemann geworden, er kann die Höhe des Gebirges nicht ertragen und er braucht ein heißes Klima, um seine relative Energie zu erhalten. Jede Rasse ist also fähig, sich einem möglichen Fächer von Bedingungen anzugleichen, die durch das Milieu gegeben sind, und indem man sich ihnen anpaßt, ändert man sich in Funktion des besagten Milieus, aber stets im Rahmen der durch seine Erbmasse gegebenen Möglichkeiten.

Der doppelte Milieu-Effekt

Wenn man eine ethnische Gemeinschaft in einem bestimmten Milieu betrachtet, stellt man einen doppelten Vorgang der Differenzierung und der Einigung innerhalb des von ihr gebildeten Ganzen fest. Differenzierung im Vergleich zu anderen Gruppen der gleichen Rasse, die notwendigerweise andersartigen Bedingungen der Entwicklung unterworfen

sind: In gewissen abgeschlossenen Gebieten, die rassisch einheitlich sind, stellt man noch heute trotz des Wirbels, den die Ausbreitung der Verkehrsmittel verursacht, von Dorf zu Dorf Unterschiede fest, die wir wohl als ethnisch bezeichnen müssen. Der Boden und daher auch ein Teil der verzehrten Nahrungsmittel sind hier und da nicht genau die gleichen; das gilt auch für jene „tellurischen Kräfte", die Auswirkungen der Erde, deren Wirkung man wohl kennt, ohne noch bisher genau zu wissen, worauf sie tatsächlich zurückzuführen sind. Wenn man dagegen zwei Gemeinschaften gleicher Herkunft betrachtet, von denen jedoch die eine in den eisigen Gebieten der nordischen Länder, die andere am Äquator lebt, wirkt sich das Milieu im entgegengesetzten Sinn so machtvoll aus, daß man mit der Zeit manchmal den Eindruck hat, es mit Gemeinschaften zu tun zu haben, die ethnisch wenig miteinander verwandt sind. Stellen wir fest, daß es in der Praxis und sogar in bezug auf historische Zeiten oft unmöglich ist, mit Gewißheit festzustellen, welche Rolle bei der Differenzierung der Rassen die Vermischung und welche das Milieu gespielt hat. Einfacher ist es dagegen, das Phänomen des Zusammenfindens einer heterogenen Gemeinschaft unter dem Einfluß des Milieus zu begreifen. Alle europäischen Nationen von heute sind das Ergebnis von kürzlichen Mischungen, und ihre Einheitlichkeit durch Inzucht ist noch längst nicht vollkommen. Indessen hat die Gleichartigkeit der Lebensbedingungen nationale Merkmale entstehen lassen, die es erlauben, eine Gruppe von hundert Italienern auf den ersten Blick von einer aus hundert Engländern zu unterscheiden. Das ist dasselbe innerhalb von kleineren sozialen Gemeinschaften, die auf dem gleichen Boden leben, aber unter Lebensbedingungen, die sich in diesem oder jenem Punkt von einander unterscheiden: In irgendeinem Dorf kann man, jedenfalls in Ländern, in denen die gesellschaftliche Angleichung nicht erst kürzlich erfolgt ist, ohne die geringste Schwierigkeit einen Arbeiter von einem Bürgerlichen unterscheiden.

Wirkungsgrenzen des Milieus

Hüten wir uns jedoch vor dem häufigen Fehler, Rasse und Milieu auf die gleiche Stufe zu stellen. Man hat die Wirksamkeit des letztgenannten Faktors häufig überschätzt, oft aus wenig wissenschaftlichen Gründen. Kann man innerhalb der weißen Großrasse überhaupt so deutliche ethnische Differenzen feststellen wie diejenigen, die die Schweden von den Sizilianern unterscheiden? Man vergißt fast immer die laufenden Vermischungen, die die letztgenannte Rasse verändert haben. Man vergißt ebenso häufig, daß die Differenzierung – unter der Einwirkung des Milieus – von Rassen, die aus dem gleichen Stamm entstanden sind, ein Produkt von Jahrtausenden ist und daß sich die historisch feststellbaren Wandlungen zu Kleinigkeiten reduzieren im Vergleich zu der stabilen Erbmasse der ethnischen Gemeinschaften. Ohne zu leugnen, daß das Milieu der „Macher" bei der Bildung der derzeitigen Rassen gewesen ist, müssen wir also feststellen, daß sein Einfluß nach unserem Maßstab der Beobachtung und des Handelns nur sekundär und es ein Irrtum ist, ihm die Verantwortung für die grundsätzlichen Verschiedenheiten beizumessen, die die Rassen von einander unterscheiden. Wenn festzustehen scheint, daß der Schädelindex, den man bis vor kurzem für ein unabänderliches Erbmerkmal hielt, in der Lage ist, sich unter der Einwirkung des Milieus zu verändern, wie das in New York bei Kindern von weißen Einwanderern der Fall ist, dann ist nicht weniger gewiß, daß die in dieser Stadt geborenen Kinder von semitischen oder negriden Eltern ihre wesentlichen Rassenmerkmale behalten: nur die wiederholte Vermischung kann sie, wenigstens äußerlich, den Amerikanern europäischer Herkunft angleichen. Schon vor mehr als einem Jahrhundert hat Gobineau mit Recht festgestellt, daß man „überall auf der Welt nacheinander und auf dem gleichen Boden die Barbarei und die Zivilisation gesehen hat", je nachdem, welche Rasse den Boden bevölkert

hat. Ob man die mono-genetischen Theorien akzeptiert oder nicht, die verwirklichende Wirkung des Milieus ist fraglos der Faktor für die Differenzierung der Rassen. Aber wir müssen auch feststellen, daß sich das Wesentliche dieser Differenzierung schon zu Beginn der Zeiten vollzogen hatte, die uns nur mehr oder weniger bekannt sind, und daß es andererseits nicht möglich ist, auf die Geschichte der Spezies zurückzukommen, die uns auferlegt ist. Keine Einwirkung des Milieus kann heute die erworbenen Unterschiede der Großrassen und schon gar nicht diejenigen der aus ihnen hervorgegangenen Untergruppierungen auslöschen oder auch nur merklich vermindern, genausowenig wie einfache Veränderungen des Klimas, der Ernährung oder der Ausbildung in der Lage sind, ein Shetlandpony in ein Percheron[3] zu verwandeln. Aber wir wissen auch, daß die erworbenen Eigenschaften im Lauf ihrer Entwicklung bei den verschiedenen ethnischen Gemeinschaften einen Spielraum für Veränderungen haben, der von der Umwelt abhängig ist. Das tropische Klima wird keine weiße Erbfolge zur schwarzen machen, aber es wird ihre Dynamik abschwächen und ihren Erfindungsreichtum vermindern. Und zwei oder drei Generationen in der Fabrik werden genügen, um Bauern körperlich und geistig in Proletarier zu verwandeln, während die Bedingungen des modernen Großstadtlebens die schnelle Degeneration derjenigen bewirken, die ihren Einfluß erleiden. Die menschlichen Rassen befinden sich heutzutage ein wenig in der Lage eines Schachspielers am Ende einer langen Partie. Dieser kann nicht auf seine früheren Entscheidungen zurückgreifen oder die verlorenen Figuren zurückgewinnen und muß den Verlauf der Partie in Rechnung stellen, der über seine letzten Möglichkeiten entscheidet. Für einen Araber wäre es vielleicht angenehm, könnte er zu dem Augenblick zurückkehren, in dem sich die weißen Rassen voneinander trennten,

[3] Französische Rasse schwerer Zugpferde, benannt nach der gleichnamigen Provinz

um sich den Ariern zuzuwenden: Das wäre ein Wunsch ohne jede Bedeutung. Aber ein verantwortungsbewußter Scheich hätte ihn davon abhalten können, seine Kamele im Stich zu lassen, um sie mit irgendeiner Fabrik zu vertauschen, und hätte so vermieden, daß ein entwürdigendes Milieu ihn seiner verbliebenen Möglichkeiten beraubte. Es ist eine Tatsache, an der man nichts ändern kann, daß das Milieu, das bestimmende Agens der Differenzierung, der Vereinigung und des Fortschrittes – oder der Dekadenz – der Volksgemeinschaften, nur im Bereich der bestehenden Rassen entscheidend wirksam ist und sich als unfähig erweist, auf Vergangenes zurückzugreifen.

Schöpfung der Rasse

Wir sind inzwischen in der Lage, den Vorgang der Bildung einer rassischen Gruppe unter den verschiedenen gegebenen Möglichkeiten zu begreifen. Die Rasse entsteht durch Vermischung und unter der Einwirkung des Milieus. Aber während die Vermischung von sich aus, auch in äußersten Fällen, in der Lage ist, die Geschlossenheit einer von vornherein komplexen Gemeinschaft herbeizuführen, kann das Milieu nur die vorhandenen Hauptmerkmale in Kraft setzen, die den an der Bildung der neuen Gemeinschaft beteiligten ethnischen Elementen gemein sind. Das heißt, daß seine Einwirkung durch die bereits vorhandenen, aber noch nicht in Erscheinung getretenen Möglichkeiten der Erbmasse der Gruppenmitglieder beschränkt wird. Der Mensch gleicht sich der Umwelt nur in dem Maß an, in dem er in sich selbst die Antwort auf die Bedingungen trägt, die ihm von jener gestellt werden. Halten wir jedoch fest, daß für die Zuchtwahl – die wir noch untersuchen werden – das Milieu einer Einwirkung fähig ist, einer negativen zweifellos, die aber die Vererbung bei der betrachteten Gemeinschaft beherrscht, da sie bestimmte konstituie-

rende Elemente zugunsten von anderen, widerstandsfähigeren oder besser angepaßten außer Kraft setzen kann. Wir begreifen jetzt die Rangordnung besser, die unter den Faktoren bei der Entstehung einer Rasse herrscht. Die Erbmasse einer Gemeinschaft stellt die Gesamtheit ihrer biopsychischen Möglichkeiten dar und bleibt im wesentlichen unverändert. Aber gewisse dieser Möglichkeiten zeigen sich nur unter den besonderen Bedingungen des Milieus, wenn die Zuchtwahl einen gewissen Entschluß für diese oder jene erbliche Eigenschaft notwendig macht. Woraus hervorgeht, daß die Rasse nicht nur weit davon entfernt ist, eine mehr oder weniger mythische Erinnerung an die Vergangenheit zu sein, sondern im Gegenteil eine ständige Neuschöpfung der Geschichte ist, und daß wir auch die Möglichkeit besitzen, auf den Vorgang ihrer Herausbildung einzuwirken. Das ist es, was in mehr oder weniger empirischer Weise die Züchter tun: Sie verändern durch Mischung die Erbmasse der Gruppe, die sie interessiert; sie zwingen ihr Lebensbedingungen auf, die eine bestimmte gewünschte Eigenschaft hervorrufen oder ihre Entstehung doch wenigstens begünstigen; sie unterziehen sie unter Umständen einer Ausbildung, die sich mit der Zeit in Gestalt erworbener Eigenschaften von Generation auf Generation fortsetzt; sie wählen mutierende Exemplare aus, sei es um sie auszumerzen oder sie zur Zeugung zu verwenden; sie schalten schließlich diejenigen Elemente aus, die nicht dem erwünschten Typ entsprechen. So gelingt es ihnen, nahezu einheitliche und für eine bestimmte Funktion gut geeignete Rassen zu schaffen. Der Biopolitik kommt es zu, auf den so etablierten Grundlagen zu untersuchen, welche Bedeutung der ethnische Faktor in der menschlichen Gesellschaft hat, und zu präzisieren, in welchem Umfang es möglich und erwünscht ist, die Methoden der Tierzucht auf sie anzuwenden. Sie muß sofort handeln. Es ist in der Tat Zeit, daß sich der Mensch um seine Rasse ebenso kümmert wie um die seiner Haustiere.

DIE ETHNOPOLITIK

Klassifikation der Rassen

Unsere vorhergehenden Analysen zeigen, daß der Versuch nutzlos ist, eine Klassifizierung der Rassen auf Grund von Hypothesen spezifischen Ursprungs aufzustellen, die der gegenwärtige Stand der Anthropologie weder zu bestätigen noch zu leugnen erlaubt. Da es feststeht, daß die Rasse geschaffen wird, bedeutet es uns weniger zu wissen, ob es am Anfang der Menschheit eine oder mehrere ethnische Gruppen gab, als die derzeitige Unterscheidung zwischen den Rassen empirisch genau zu bestimmen. Da es uns mit den vorhandenen Möglichkeiten der Beobachtung und des Handelns nicht möglich ist, den Übergang eines menschlichen Wesens oder einer Gemeinschaft von solchen aus einer Großrasse in eine andere festzustellen oder hervorzurufen, ist es uns gleichgültig, ob die Großrassen von Anfang an vorhanden waren oder ob sie das Ergebnis einer prähistorischen Differenzierung waren, auf die man nicht mehr zurückgreifen kann. Aber wenn man von Großrassen spricht, dann bedeutet das bereits, eine Klassifizierung der menschlichen Gruppen vorzunehmen, das heißt, das Vorhandensein umfangreicher Rassengemeinschaften anzunehmen, von denen jede bestimmte physische, biologische und psychische Kennzeichen hat, die sich in gewissem Sinn gleichmäßig in den verschiedensten internen Gruppen bekunden. Man gibt heute einmütig zu, daß es drei Großrassen gibt, die wir in Ermangelung einer genaueren sprachlichen Bezeichnung weiß, gelb und schwarz nennen; wenig befriedigende Ausdrücke, da die Hautfarbe nur eines der anerkannten Unterscheidungsmerkmale ist, wenngleich das sichtbarste, dessen Wahl dem Ethnologen zudem in Verlegenheit bringen könnte, wenn er versucht, andere vermischte oder am Rand liegende Einheiten in sein System einzuordnen. Die

Großrassen sind im allgemeinen vollkommen abgegrenzt, was bei den Rassen, in welche sie sich unterteilen, nicht immer mit voller Gewißheit versichert werden kann, weil es sich bei diesen ja um Produkte einer von der Umwelt hervorgerufenen Differenzierung oder um Vermischung handelt. Man muß kein Gelehrter sein, um hundert Japaner von hundert Mongolen oder hundert Nordchinesen von hundert Guaranis zu unterscheiden, noch um die fraglichen Unterrassen als verschiedenartige Einheiten der gelben Großrasse zu erkennen. Ohne große Schwierigkeiten kann man auch innerhalb der weißen Großrasse die semitische Rasse herausfinden und innerhalb der schwarzen die Pygmäen. Jedoch schon auf dieser Ebene wird die Abgrenzung weniger genau und läßt Reste zurück, die schwer oder gar nicht einzuordnen sind. Stellt zum Beispiel die Gemeinschaft weißer Europäer – ohne Semiten und Hamiten – eine oder mehrere Rassen dar? Die Antworten sind widersprüchlich, und zwar aus folgenden Gründen: einmal wegen der verkehrten Methoden der Klassifizierung, die sich auf instabile Eigenschaften wie das Ausmaß und den Umfang des Schädels stützt, und zum anderen wegen des historisierenden Starrsinns derjenigen, die sich um jeden Preis auf die Herkunft der fraglichen Rassen verlassen und dabei vergessen, daß die ethnischen Einheiten das Produkt eines doppelten Vorganges der Differenzierung und der Übereinstimmung sind unter Vorherrschen – je nach Epoche – der einen oder der anderen dieser Entwicklungstendenzen. Vielleicht sind die weißen Europäer früher mehrere durchaus verschiedene Rassen gewesen. Aber der Zustand ihrer Verschmelzung ist heute derartig, daß sie fast nur noch eine einzige Rasse darstellen, innerhalb welcher man schon in Bildung begriffene Unterrassen feststellen kann, die den geographischen und politischen Gemeinschaften entsprechen. Vom historischen Gesichtspunkt aus ist es fraglos ein Irrtum, alle Europäer als Arier zu bezeichnen, aber insgesamt und vom ethnischen Gesichtspunkt aus ist es richtig, ob nun die Bezeichnung gut gewählt ist oder nicht und obwohl wir bis

heute nicht genau angeben können, in welchem Umfang noch bei den gegenwärtigen Differenzierungen Spuren von rassischen Gruppen übrig geblieben sind, die es schon vor dem relativen Zusammenfinden gab. Man vergißt häufig diese ständige und verschiedenartige Bewegung, seit man versucht, eine Rassenkarte anzufertigen. Obwohl es einfach ist, trotz der zahlreichen Vermischungen die Wohngebiete der Großrassen abzugrenzen, ebenso wie die der klar erkennbaren Gemeinschaften, die – wie zum Beispiel die Malaien – durch Vermengung der Großrassen entstanden, wird die Aufgabe fragwürdig, wenn es sich um Rassen handelt, weil einige von diesen sich in ständigem Schwebezustand befinden. In Europa haben die alten Abgrenzungen zwischen der nordischen, der alpinen und der Mittelmeerrasse ihren Sinn noch nicht ganz verloren, aber sie neigen dazu, durch die neuen nationalen Rassen verdrängt zu werden, die auf Grund der die Gemeinschaften überschneidenden Interkommunikation und der Uniformierung der Lebensbedingungen immer weniger von einander zu unterscheiden sind. Das bedeutet, daß unter der Voraussetzung der Stabilität der Rasse bei Vorherrschen und geringer Veränderlichkeit ihrer Unterscheidungsmerkmale auch die Großrasse sich nur durch Vermischung wesentlich verändert, sie jedoch grundsätzlich instabil bleibt, weil ihre Merkmale für die Einwirkung des Milieus empfänglich und der Mutation unterworfen sind. Es gibt also wesentlich von einander unterschiedene Rassen, deren kennzeichnende erworbene Eigenschaften nur durch Vermischung verändert werden können, und zufällig verschiedene Rassen, deren kennzeichnende erworbene Eigenschaften noch fähig sind, durch das Milieu verändert zu werden.

Der Schmelztiegel

Die letztgemachte Bemerkung ist sehr wichtig, weil sie festzustellen erlaubt, was wir das Ausmaß der Verwandtschaft

unter den Rassen nennen könnten, das heißt die verhältnismäßige Einfachheit ihrer eventuellen Verschmelzung zu einem homogenen Ganzen, sowie das genaue Konzept der Vermischung. Wenn sich nämlich zwei Individuen oder zwei Gemeinschaften, die zufällig verschieden gewordenen Rassen angehören, vereinen, dann werden ihre Nachkommen die beiden Rassen eigenen Eigenschaften besitzen, während ihre zufällig verschiedenen Merkmale mit der Zeit von der Umwelt abgeschwächt oder ganz beseitigt werden. Das ist in besonders klarer Weise der Fall bei den königlichen Familien Europas. Der russische Zar Nikolaus II. und der spanische König Alfons XIII. hatten in ihren Adern das Blut aller alten Rassen ihres Kontinentes; sie zeigten jedoch die ethnischen Kennzeichen von Russen und Spaniern, das heißt in Bildung begriffener neuer Rassen. Im Gegensatz dazu ergibt die Mischung von wesentlich verschiedenen Rassen Hybride, genauso wie diejenige von Großrassen. Das heißt, daß aus ihnen eine neue Gemeinschaft nur durch die Homogenisierung der Inzucht entstehen kann. Wir haben damit die Erklärung des „Schmelztiegel"-Phänomens, wie es sich in den USA ergibt, wo Elemente aus allen europäischen Rassen in ganz kurzer Zeit und trotz einer fast ununterbrochenen Einwanderung zu einem Grad relativer Gleichförmigkeit gelangt sind, der aus der Bevölkerung eine neue ethnische Gemeinschaft macht, deren besondere Kennzeichen deutlich wahrnehmbar sind. Dagegen haben die Juden, die Europa bewohnen, besondere Kennzeichen, die sie von der arischen Bevölkerung unterscheiden und die sie über mehr als zweitausend Jahre bewahrt haben, weil sie zu einer Rasse gehören, die im Schoß der weißen Großrasse sehr andersartig ist. Daraus geht hervor, daß man die sozialen Gemeinwesen vom ethnischen Standpunkt aus in zwei Kategorien einteilen kann: die rassisch homogenen, die aus einem gemeinsamen Stamm hervorgegangen sind, aus einer „Mischung" von zufällig verschiedenen Rassen oder aus einer vollständigen Vermischung, und diejenigen, die rassisch

heterogen sind, weil die Vereinigung der zu wesentlich verschiedenen Rassen gehörenden konstituierenden Elemente noch nicht beendet ist. Es geht weiter daraus hervor, daß die ethnische Einheit eines Einwandererlandes von dem Verwandtschaftsgrad der Rassen abhängt, aus denen sich seine Bevölkerung zusammensetzt, und von der Zeit, die seit ihrer Kontaktaufnahme vergangen ist.

Die Ungleichheit der Rassen

Der Grad der ethnischen Einheitlichkeit der menschlichen Rassen ist nicht der einzige Faktor der Klassifizierung, den die Biopolitik in Rechnung stellen muß. Es gilt auch, den relativen Wert der vorhandenen Rassen zu berücksichtigen. Es ist merkwürdig, daß dies Problem Gegenstand lebhafter Diskussionen gewesen und geblieben ist und daß man darauf beharrt, die Tatsachen durch theologisch-metaphysische Auslegungen – über die man übrigens wenigstens diskutieren kann – zu verfälschen, die keinerlei Daseinsberechtigung in einem Bereich haben, in dem allein die objektive Betrachtung Gültigkeit haben sollte. Die Rassen sind ungleich wie die Einzelmenschen. Was auch immer der Grund dafür sei – ursprüngliche Unzulänglichkeit oder spätere schlecht gelenkte Entwicklung –: Tatsache ist, daß gewisse ethnische Gemeinschaften sich heute als unfähig erweisen, eine Zivilisation zu schaffen oder doch diejenige anzunehmen, die man ihnen anbietet. Werden sie in Zukunft dazu in der Lage sein? Wir wissen es nicht, und selbst wenn es der Fall sein sollte: Würde ihre derzeitige Unfähigkeit nicht bestehen bleiben? Gewiß, das Kind ist nicht wie der Erwachsene, und schon gar nicht, wenn es sich um ein zurückgebliebenes Kind handelt. Halten wir außerdem fest, daß gewisse Rassen, die man primitiv nennt, in Wirklichkeit degeneriert sind, ohne daß sich das Niveau ihrer glänzendsten Epoche jemals besonders hoch erhoben hätte. Aber was

hilft es, darauf zu bestehen? Niemand stellt die Tatsachen in Frage: Die schwarze Großrasse hat weder Wissenschaft noch Literatur, Philosophie oder Religion hervorgebracht; ihre Kunst kann sich mit derjenigen Europas, Asiens oder Amerikas nicht vergleichen, ihre politische Organisation ist rudimentär geblieben. Niemand diskutiert mehr die Tatsache, daß die Weißen überall, wo sie aufgetreten sind, einen machtvollen Faktor der Ordnung und des Fortschrittes dargestellt haben. Also? Die wenigen Verteidiger der Gleichheit aller Rassen beuten Einzelfälle aus, die absolut nichts bedeuten. Daß etwa irgendein afrikanischer Stammeshäuptling mehr Intelligenz besitzt als ein durchschnittlicher europäischer Bauer und einen höheren moralischen Wert als ein chinesischer Krimineller, und daß der amerikanische Neger Carver ein großer Chemiker und damit ein Wohltäter der Menschheit war, wenn man so will, das alles bedeutet doch ganz einfach nur, daß man die ethnischen Gemeinschaften nicht in einer Werteskala einander überordnen kann, so daß der erste Neger hinter dem letzten Gelben oder Weißen rangierte. Aber da wir uns mit einer Rasse beschäftigen, ist es die von ihr repräsentierte Gesamtheit, die uns interessiert, mit ihrer Elite und mit ihren Dummköpfen, aber nur in ihrer Gesamtheit und nicht als Summe von Individuen. Wir werden jedoch nicht annehmen, daß der Vergleich zwischen ethnischen Gemeinschaften leicht und sein Resultat immer richtig sei. Das Konzept der Überlegenheit entspricht wesentlich der Werteskala, die man akzeptiert oder selber aufstellt. Wenn man beschließt, daß die Widerstandsfähigkeit gegen Hitze ein wichtigeres Kriterium als die Intelligenz darstellt, wird man die Überlegenheit der schwarzen Großrasse über die anderen und insbesondere über die weiße zugeben müssen... Wir streifen hier das Paradoxe. Die Schwierigkeit ergibt sich gewiß nur in Grenzfällen. Wenn man dagegen im ganzen Verlauf der Geschichte sieht, wie die weiße und die gelbe Großrasse, und besonders die erstgenannte, überall, wo sie auftreten, beherrschen, Reiche er-

richten, Kulturen und Techniken schaffen, ist es nicht leicht, ihnen die Vorherrschaft über das Ganze abzusprechen, selbst wenn ihre Überlegenheit in diesem oder jenem Punkt bestritten werden kann. Auf der anderen Seite widerspricht ein abweichendes Urteil über den relativen Wert dieser oder jener ethnischen Gemeinschaft in keiner Weise der Tatsache der Ungleichheit der Rassen. Und das ist das einzige, was uns hier beschäftigt hat.

Rasse und Gemeinschaft

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, haben wir bisher nur die ethnischen Gemeinschaften betrachtet, seien sie homogen oder nicht, was unerläßlich war, um die theoretischen Fundamente unserer Studie legen zu können. Aber in der Realität der vergangenen und der gegenwärtigen Geschichte stimmt die völkische Gemeinschaft mit der politischen nur ganz selten überein: Entweder umfaßt eine Rasse mehrere politische Gemeinschaften, oder eine solche Gemeinschaft vereinigt in sich ethnisch verschiedene Elemente. Bei der gegebenen Tatsache, daß die politische Gemeinschaft offensichtlich den Rahmen für die Biopolitik abgeben muß – selbst wenn unsere Schlußfolgerungen uns zwingen, die Ziehung der Grenzen für mangelhaft zu halten –, so müssen wir diese jetzt doch von einem ethnischen Gesichtspunkt aus betrachten. Sei es also eine politische Gemeinschaft, organisch zusammengesetzt aus biologischen, wirtschaftlichen, religiösen und anderen Basis-Gruppen und pyramidenförmig aufgebaut. Wenn diese Gemeinschaft rassisch homogen oder doch wenigstens aus zufällig differenzierten ethnischen Elementen auf dem Weg zur Vereinigung zusammengesetzt ist, wie das bei den Nationen Westeuropas und (abgesehen von einer bedeutenden jüdischen und einer winzigen indianischen Minderheit) auch in Argentinien der Fall ist, hängt ihr Wert ganz ohne Frage von der gemeinsa-

men Erbmasse ab. Wir wollen hier nicht sagen, daß die geophysischen, geopolitischen, institutionellen, wirtschaftlichen, religiösen, kulturellen, sprachlichen und sonstigen Faktoren nichts weiter als bestimmte Strukturen oder illusorische Superstrukturen darstellen und daß nur die Rasse der Gemeinschaft die Bedingungen ihres politischen Seins verleiht, sondern einfach nur, daß all diese Faktoren ihre Wirkung, ja selbst ihre Existenz den ethnischen Möglichkeiten der Gesamtheit untergeordnet sehen. Die Rasse ist also das – im von uns aufgezeigten Umfang veränderliche – Substrat des Gemeinschaftslebens: eine Art Rohmaterial, das nur bis zu einem gewissen Grad biegbar ist und auf das kein Staat – sei er von der Gemeinschaft oder vom Eroberer errichtet – verzichten kann, ohne sein Scheitern zu riskieren; und dieses Scheitern wird bestätigt durch eine relative politische Minderwertigkeit, die mit der Zeit die biologische Degeneration der fraglichen Gemeinschaft hervorruft. Wir finden es seltsam, wenn der Durchschnittsmensch ohne Schwierigkeit begreift, daß das Klima nur einen relativen Wert für die Rasse hat und daß zum Beispiel dasjenige des Äquators, das für Neger ausgezeichnet ist, auf Weiße dagegen einen schwächenden Einfluß hat, daß er sich aber sehr oft weigert, den Wert dieses oder jenes institutionellen Regimes als absolut anzusehen. Es trifft zu, daß es allgemeine politische Gesetze gibt, die auf alle menschlichen Gemeinschaften angewendet werden, eben weil sie menschlich sind und auf gemeinsamem Grund beruhen; aber jede Rasse hat ihre eigenen Kennzeichen, die, um sich mit ihrer ganzen Kraft zu bekunden, eine besondere Ordnung verlangen.

Die Vielvölkergemeinschaften

Der vorhergehende Absatz gilt nur für politische Gemeinschaften homogener Rasse. Nun ergibt es sich jedoch durch das Spiel verschiedener historischer Umstände, daß eine

Gemeinschaft Individuen und Gruppen umfaßt, die zu mehreren grundsätzlich verschiedenen Großrassen oder Volksgruppen gehören. Manchmal sind die fraglichen Rassen unbestritten ungleich, wie zum Beispiel im Fall von Weißen und Negern; manchmal sind sie nur verschieden oder ungleich nach einer umstrittenen Werteskala. Der Wert einer solchen Vielvölkergemeinschaft hängt offensichtlich von den rassischen Elementen ab, aus denen sie sich zusammensetzt. Aber ist es richtig, von ihr wie im Fall einer ethnisch homogenen Gemeinschaft zu sagen, daß sie aus ihrer Erbmasse hervorgeht? Nein, denn es spielt hier nicht nur eine, sondern es spielen mehrere verschiedene, häufig ungleichartige Erbmassen eine Rolle, die nicht nur durch ihr Vorhandensein, sondern auch durch ihre Beziehungen wirksam sind. So verringern die Neger der USA durch die Probleme, die ihr Vorhandensein ergibt, den politischen Wert der Gemeinschaft, deren Bestandteil sie sind, während doch die Neger Angolas dieser einst portugiesischen Provinz eine Arbeitskraft beschafft haben, ohne die diese nicht hätte existieren können. Warum dieser Unterschied? Ganz einfach, weil im erstgenannten Fall die Institutionen nicht der Wirklichkeit entsprechen. Die Bundesgesetze der Vereinigten Staaten stellen nicht die Existenz und schon gar nicht die tatsächliche Ungleichheit der beiden zusammenlebenden ethnischen Gemeinschaften in Rechnung: Sie wurden für Weiße ausgearbeitet, und sie werden auf Neger angewendet, was eine Sinnlosigkeit ist, aus der entsprechende Schwierigkeiten entstehen, wie wir sie aus den USA kennen. Das Vorhandensein von ungleichen Rassen in der gleichen Gemeinschaft ist an sich alles andere als ein Faktor der Minderwertigkeit. Es ist wohl wahr, daß eine vom ethnischen Gesichtspunkt aus einheitliche Nation außer ihrem wesentlichen Wert eine besondere Leistungsfähigkeit sowohl in ihrer Wirkung als auch in ihrem Widerstand besitzt. Aber das, was sie ist, ist sie nicht nur durch ihre Leistungsfähigkeit: Es wäre dumm, diese durch Vermischung auf

Kosten der Existenz der vorherrschenden Rasse zu erwerben. Eine in Abstufung geordnete Vielvölkergemeinschaft besitzt nämlich den Wert ihres übergeordneten Bestandteils, erhöht durch die Möglichkeiten der untergeordneten, während die Verschmelzung die Einheit auf einem mittleren Niveau zwischen den beiden ursprünglichen Rassen herstellen würde. Sie würde außerdem während mehrerer Generationen einen nachteiligen Zustand der Verschiedenartigkeit schaffen. Halten wir außerdem fest, daß völkische Einheit und politische Einheit nicht miteinander zu verwechseln sind. Der politische Zusammenhalt der Gemeinschaft hängt von der sozialen Organisation und der Macht des Staates ab, von der wiederum das Zusammenwirken der im Spiel befindlichen Kräfte bestimmt wird. Wenn die untergeordneten ethnischen Schichten auf dem Platz gehalten werden, der ihrem funktionellen Wert im Rahmen der Gemeinschaft, an der sie beteiligt sind, entspricht, dann sind sie nicht bloß keine Gefahr für die Einheit, sondern sie tragen im Gegenteil dazu bei, sie zu festigen, da sie nützliche Kräfte für das gemeinsame Wirken darstellen. Das ethnopolitische Problem der Beziehungen zwischen den Rassen stellt sich erst in dem Augenblick, wenn ein oder mehrere Elemente der Gemeinschaft der gesellschaftlichen Ordnung entweichen und versuchen, einen Platz einzunehmen, der weder ihrem eigentlichen Wert noch ihrer organischen Rolle entspricht, das heißt, wenn sie sich weigern, ihre eigene Funktion im Schoß der Gemeinschaft zu erfüllen.

Die rassische Spezialisierung in einer organischen Gesellschaft

Die Liberalen, die die politische Gleichheit predigen, ja oft genug aufnötigen wollen, vergessen, daß – gesetzt den Fall, es sei wahr, daß gewisse Rechte der menschlichen Natur innewohnen – die eigentlich politischen Rechte nicht nur den

Pflichten entsprechen, was nur der moralische Gesichtspunkt des Problems wäre, sondern vor allem einer sozialen Funktion. Nun sind die Funktionen im Rahmen einer Gemeinschaft ungleich an Bedeutung und verlangen von denjenigen, die sie erfüllen, ungleiche Fähigkeiten. Wäre es nicht logisch und möglich, sich eine Vielvölkergemeinschaft vorzustellen, in der gewisse Funktionen organisch dieser oder jener rassischen Einheit vorbehalten blieben, die besondere Fähigkeiten für ihre Ausübung bekundet? Die untergeordnete oder auch nur nicht assimilierbare Rasse würde dann den ihr in der politischen Gesellschaft zustehenden Platz einnehmen und die ihr zustehenden Rechte ausüben, aber eben nur diese. Es mangelt nicht an historischen Beispielen für eine derartige Organisation. Die bekannteste ist ohne Frage diejenige der USA vor dem Sezessionskrieg (1861–1865). Die Neger erfüllten gewisse untergeordnete Funktionen. Sie besaßen dafür als Gegenleistung das Recht auf Nahrung, Unterkunft und Kleidung, selbst im Alter; Betreuung im Krankheitsfall und vor allem persönlichen Schutz. Als der Gemeinschaft nützlich, der sie angehörten, dachte niemand daran, sie auszuschließen oder zu hassen. Nachdem der Sieg des liberalen Nordens diese rassische Spezialisierung unterdrückt und die mehrrassische funktionelle Ordnung zerschlagen hatte, erwarben die Neger – wohlverstanden – nicht die Fähigkeiten, deren Nichtvorhandensein bei ihnen keinen anderen Platz auf der sozialen Stufenleiter als den untersten für sie freigelassen hatte; mit einigen wenigen individuellen Ausnahmen sind sie auch heute noch, mehr als ein Jahrhundert danach, Handarbeiter und Hausangestellte. Sie haben also die Funktionen behalten, zu denen sie vorbestimmt waren. Aber sie haben die entsprechenden Rechte verloren: die schwarzen Proletarier kennen keine Sozialversicherung, keine Pension, keine Stabilität ihrer Beschäftigung. Man hat ihnen allerdings die gleichen politischen Rechte wie den Weißen eingeräumt. Sie sind damit zu einer Gefahr für eine Gemeinschaft

geworden, in der sie als nicht mehr notwendig erscheinen: daher rühren die oft brutalen Reaktionen, unter deren Auswirkungen sie zu leiden haben. Wie eine Zellrasse[4] im Gewebe des menschlichen Körpers, die ihre organische Funktion verloren hat, sind die Neger der USA zu einem wirklich ernsthaften Problem der Gesellschaft geworden. Es ist ebenso vergeblich, ihnen das vorzuwerfen, wie sich darüber zu entrüsten. Es handelt sich weder um Schuld noch um Mitleid, sondern um einen ethnopolitischen Tatbestand, dessen Ursachen wir kennen und den man heilen muß, wenn das noch möglich ist, um eine Gemeinschaft wiederaufzubauen.

Die Sklaverei

Sie hat jahrhundertelang das Negerproblem der USA gelöst, oder vielmehr verhindert, daß es einer endgültigen Lösung zugeführt wurde. Unter tatsächlichem oder theoretischem Zwang waren die Neger weißen Familien beigegeben und zu einem integrierenden Bestandteil in untergeordneter Stellung geworden. Die mit Sklaven durchsetzte Gesellschaft bestand also nicht aus zwei rassisch entgegengesetzten Einheiten, sondern aus einer Masse doppelrassischer Familienzellen. Das System war gewiß nicht perfekt, sondern weit davon entfernt und zahlreichen Reformen ausgesetzt. Aber es ist angebracht, die Sklaverei von einem politischen Gesichtspunkt aus zu beurteilen, das heißt in Funktion ihres Zweckes: das harmonische Zusammenleben zweier Rassen – oder mehr noch: das Zusammenleben in ein und derselben Gemeinschaft. Es besteht kein Zweifel, daß das System organisch-funktionelle Beziehungen zwischen Weißen und Schwarzen aufrechterhält, die dem relativen Wert der in Kontakt befindlichen ethnischen Gruppen ent-

[4] Man weiß, daß die Gewebe echte funktionell spezialisierte Zellrassen bilden.

sprechen, obwohl nicht immer demjenigen der Individuen, aus denen sich diese zusammensetzen. Der Sklave war der Gesellschaft einverleibt; man behandelte ihn weder als Paria noch als Feind; er genoß grundsätzlich, wenn man den Lebensstandard der Zeit in Rechnung stellt, eine höhere Stellung als der Proletarier von heute. Der Gebieter war geschützt nicht nur gegen die Folgen eines eventuellen Rassenkampfes, sondern auch und vor allem gegen den möglichen Fall, daß man seine ethnische Überlegenheit vergäße. Das Sklavensystem vervollständigte nämlich die tatsächliche Ungleichheit der Rassen durch eine Ungleichheit des Rechts. Der Weiße konnte sich sehr bald einer Negerin nähern: Der kleine Mulatte, von welcher Farbe seine Haut auch war, konnte die ethnisch-soziale Hürde nicht überspringen. Die Vermischung verbesserte also die untergeordnete Rasse, ohne je die übergeordnete zu verderben. Wie dem auch sei, und ob man es gutheißt oder nicht, die Sklaverei gehört der Vergangenheit an, und es ist nicht möglich, zu ihr zurückzukehren, und sei es auch nur aus dem einfachen Grund, daß ihre Voraussetzung, die halb-patriarchalische Familie, fast nirgendwo mehr vorhanden ist. Wir müssen aus der Erfahrung wenigstens eine Lehre ziehen: Die Vielvölkergemeinschaft ist nur befriedigend, wenn die weniger wertvolle Einheit in organischer Weise der höheren eingeordnet wird, ohne deren rassische Unversehrtheit zu beeinträchtigen.

Die Rassentrennung

Mangels einer echten Lösung, die dem von uns dargelegten Gesetz der Biopolitik entspricht, bleibt zur Verteidigung nur ein Notbehelf. Der einfachste ist die Rassentrennung, wie sie mit mehr oder weniger Erfolg von den zeitgenössischen Mehrvölker-Gemeinschaften angewendet wird, die den Gedanken der Dekadenz durch Vermischung ablehnen.

Man versucht, die Rassen, die ein gleiches Gebiet bevölkern, auseinanderzuhalten und damit in gewisser Weise einen Kontakt zu vermeiden, den man nicht zu organisieren verstanden oder nicht gewollt hat, das heißt ein Übel zu mildern, das zu verhindern die Gemeinschaft sich als unfähig erwiesen hat. Manchmal ist die Begrenzung der Kontakte einfach eine Sache der Gewöhnung; manchmal stützt sie sich auf Gesetzestexte. Wir stellen fest, daß sie in New York lässig ist und in Südafrika bis vor einigen Jahren strikt war. Aber stets ist sie unzureichend: Der Weiße möchte die Neger aus seiner Familie, seiner Unterkunft und seinem Verkehrsmittel entfernen, aber nicht aus seiner Fabrik, weil sie für bestimmte Arbeiten gut zu gebrauchen sind. Auch als Kanonenfutter kann man sie verwenden. Liberale Heuchelei läßt manchmal auf dem Gebiet der Gesetzgebung eine Gleichheit proklamieren, die man als Tatsache ablehnt. Aber selbst wenn die Rassentrennung perfekt wäre, wenn die niedere oder nicht angleichungsfähige Rasse eine eigene Satzung hätte, wenn die Heirat zwischen Angehörigen verschiedener Rassen verboten wäre und wenn der sexuelle Verkehr dieser Art als Verbrechen gelten würde, so wäre doch all dies keine befriedigende Lösung. Die Rassentrennung bildet nämlich Rassenblocks, die auf Grund des verschiedenen Lebensniveaus schnell aneinander geraten. Der schwarze Sklave war nie mit der Gesamtheit seiner Rasse solidarisch und fühlte sich auch nie so, aber mit der Familie, von der er einen – wenn auch untergeordneten – Bestandteil bildete, war er es de jure und de facto. Der schwarze Proletarier ist und fühlt sich seinen Rassegenossen verbunden durch die gleichen Bedingungen und die allen gleiche Isolierung. Ein schlecht behandelter schwarzer Sklave verfluchte seinen schlechten Herrn; ein gedemütigter schwarzer Proletarier proklamiert den Klassenkampf. Es gibt nur zwei gültige Lösungen: die geographische Apartheid oder die Integrierung ethnisch niederstehender Elemente in eine organische Gesellschaft, in der ihnen die Möglichkeit gege-

ben wird, ihre potentiellen Fertigkeiten so weit wie möglich zu entwickeln. – Eine Möglichkeit, die ihnen in der egalitären Gesellschaft nicht geboten wird, die im Gegenteil ihre Minderwertigkeit hervorhebt, statt sie durch eine abgestufte Gesellschaftsordnung zu entschädigen.

Gegensätzlichkeit der Rassen in einer mehrrassischen Gemeinschaft

In jeder aus mehreren Rassen zusammengesetzten Gemeinschaft gibt es also zweierlei gegensätzliche Bewegungen. Einerseits – außer im Fall einer völlig durchorganisierten Gesellschaft – protestiert die untergeordnete oder nicht anpassungsfähige und unter Vormundschaft gestellte Rassengruppe gegen die beherrschende und kämpft für ihre Befreiung oder sogar für ihre politische Vorherrschaft. Aber andererseits neigen die beiden Teile dazu, sich rassisch zu verschmelzen. Dieser Vorgang hat zwei Motive: die sexuelle Anziehungskraft und den Wunsch der Untergeordneten, sich ihren Herren zu nähern. Das erstgenannte Phänomen ist hinreichend bekannt, das andere erfordert eine gewisse Erklärung. In den USA hat man festgestellt, daß die Mulatten im allgemeinen untereinander heiraten, während die Neger Mulattinnen bevorzugen, und zwar solche mit möglichst heller Hautfarbe. Damit vollzieht sich innerhalb der farbigen Gemeinschaft eine Zuchtwahl zugunsten von mehr und mehr dem weißen Typ angenäherten Nachkommen. Man gelangt so immer häufiger zur Geburt von „weißen Negern", das heißt Mischlingen, die äußerlich von Laien mit Weißen verwechselt werden können. Daraus ergibt sich das Phänomen, das die englische Sprache als „passing" (Übergang) bezeichnet. Es gestattet diesen Mischlingen, ihren Wohnort zu wechseln, sich als Weiße auszugeben, sich innerhalb der weißen Bevölkerung zu verheiraten und diese mit vermischten Genen zu durchsetzen. Das „passing" ist

offensichtlich nur durch Mangel einer legalen ethnischen Unterscheidung möglich. Die komplette Vermischung wird eine neue Rasse ergeben, die wahrscheinlich eine verstärkte Einbildungskraft haben wird, die die derzeitige weiße Bevölkerung kaum oder gar nicht hat. Aber die Schaffenskraft und die Energie, die derzeit noch die meisten weißen Völker auszeichnen, werden unwiederbringlich verlorengehen. Halten wir außerdem fest, daß dieser Vermischungsprozeß sehr langsam ist, vor allem in den USA, wo das Rassebewußtsein sehr ausgeprägt ist, wo aber die Zeugungsfähigkeit der Neger, die größer als die der Weißen ist, den prozentualen Anteil der Afrikaner an der amerikanischen Gesellschaft ständig wachsen läßt. Wenn nicht die unerläßlichen ethnopolitischen Maßnahmen ergriffen werden, ist der Tag abzusehen, an dem nicht nur ein bedeutender Teil der Weißen in den USA, oder doch derer, die sich als solche bezeichnen, vermischtes Blut in den Adern hat, sondern gar die Mulatten an Zahl die weiße Bevölkerung übertreffen, wie das heute schon in Brasilien der Fall ist.

Gegensätzlichkeit der Rassen in der Welt

Die Fruchtbarkeit der „niederstehenden" und die relative Sterilität der „höherstehenden" Rassen sind Tatsachen, die sich nicht nur in mehrrassigen Gemeinschaften, sondern weltweit ergeben. Die gelegentlichen Warnungen, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Europa zur Wachsamkeit gegenüber der „gelben Gefahr" aufriefen, waren lächerlich. Es dauerte nicht lange, bis sich die Wirklichkeit deutlich bekundete. Die weißen Völker befinden sich nicht mehr bloß in der Defensive, sondern auf dem Rückzug. Sie haben alle ihre Kolonialreiche verloren. Eines Tages werden die Weißen auf ihren Ursprungsboden zurückgetrieben sein von Völkern, die ihnen an Qualität unterlegen sind, sie aber an Zahl weit übertreffen. Die Europäer haben die Gelben

aus ihrem jahrhundertelangen Schlaf geweckt, sie haben die Neger davon abgehalten, sich gegenseitig massenweise umzubringen (nur ab und an fällt man in Afrika in diese liebe alte Gewohnheit zurück) und haben sie genötigt, mehr und mehr Lebensmittel zu erzeugen. Indem sie die unterlegenen Völker mit Hygiene und Medizin vertraut machten, haben sie die Zahl ihrer Gegner von heute vervielfacht, und morgen werden sie unseren Planeten aus seinem ethnischen Gleichgewicht gebracht haben. Es waren Weiße, die koloniale Aufstände gegen andere Weiße (wie in Südafrika) unterstützten und immer weiter förderten. Aber all dies wäre nicht so schlimm, wenn sich die Weißen die von ihren Vätern ererbten Qualitäten bewahrt hätten. Der Krieg zwischen weißen Nationen müßte durch den zwischen der weißen und der farbigen Welt ersetzt werden. Unglücklicherweise scheint das nicht der Fall zu sein. Die Degeneration der weißen Großrasse ist schon so weit fortgeschritten und die elementarsten Gesetze der Biopolitik sind allgemein – nur nicht bei den Juden – so weit in Vergessenheit geraten, daß man sich mit Recht fragen muß, ob noch genügend Zeit ist, etwas daran zu ändern.

DIE GENOPOLITIK

Biopsychologie und Gesellschaftsordnung

Betrachten wir jetzt einmal eine homogene oder im Prozeß der Homogenisierung genügend weit fortgeschrittene Rassengemeinschaft, weil man bei einer solchen nicht verschiedene ethnische Gruppen in Rechnung stellen muß. Wenn wir sie vom soziologischen Gesichtspunkt aus untersuchen, wird sie uns wie eine Zusammenstellung von Gruppen und Vereinigungen erscheinen, die, untereinander verbunden und abgestuft, verschiedene Funktionen erfüllen, und es wird uns so möglich sein, ein organisches Schema zu entwerfen. Könnten wir uns so einen vollständigen Begriff von der fraglichen Gesellschaft machen? Nein, denn diese ist letzten Endes aus Individuen zusammengesetzt, die, in verschiedene Gruppen aufgeteilt, das menschliche Rohmaterial darstellen. Diese Individuen sind verschieden und ungleich wegen ihrer biologischen und psychischen Eigenschaften. Ihre Unterschiede und Ungleichheiten wirken sich notwendigerweise auf die gesellschaftlichen Gruppen aus, denen sie angehören. Der Soziologe und mit noch mehr Grund der Spezialist der Politikwissenschaft können daher die Biopsychologie nicht übersehen, das heißt die Wissenschaft, die den Menschen in seiner Einheit und Ganzheit studiert: nicht den abstrakten Menschen, von dem Maistre[5] sagte, er habe ihn nirgendwo angetroffen, sondern den wirklichen Menschen mit seinen allgemeinen und seinen persönlichen Eigenschaften und auch mit seinen Besonderheiten. Die Rasse ist also nichts anderes als eine der Gegebenheiten der Biopolitik. Wenn wir sie aus unseren bevorstehenden Analysen weglassen, weil sie in jeder untersuchten Gesellschaftseinheit vorhanden ist, dann müssen wir doch die

[5] Josef Maria, Graf von, 1753–1821, franz. Staatsmann und Philosoph

Verbindungen feststellen, die zwischen den gesellschaftlichen Gruppen bestehen oder doch bestehen sollten, und ebenso die biopsychische Natur der Lebewesen, aus denen sie sich zusammensetzt. Unter der Voraussetzung, daß diese Gruppen wesentlich funktionell sind, wird unsere Untersuchung logischerweise versuchen müssen, ihre organische Spezialisierung auf der Grundlage der biopsychischen Differenzierung der Individuen festzustellen. Das ist die Aufgabe der Genopolitik.

Die biopsychische Spezialisierung der Gesellschaft

Da man heutzutage die Konsequenzen nicht mehr so einfach hinnimmt, wird der Grundsatz der sozial-biopsychischen Spezialisierung in allen bestehenden Gesellschaften beachtet. Keine Gemeinschaft kann die Altersunterschiede ihrer Mitglieder übersehen. Überall muß die Jugend lernen, der Erwachsene arbeiten und das Alter sich ausruhen. Stellen wir uns doch nur einmal vor, wie absurd das Umgekehrte wäre! Das Alter ist einer der wesentlichen Faktoren der biopsychischen Differenzierung: Das Kind hat nicht dieselben physischen Möglichkeiten und psychischen Neigungen wie der reife Mensch, und dieser tut nicht dasselbe wie der Alte. Allgemeiner ausgedrückt: Die Arbeitsteilung in jeder organisierten Gesellschaft beruht bis zu einem gewissen Grad auf der besonderen Fähigkeit des Individuums. Man wählt den Professor nicht nach dem Umfang seiner Muskeln aus und den Packer nicht nach seiner ästhetischen Empfindsamkeit. Die Gesellschaftsordnung berücksichtigt also notgedrungen die individuellen Anlagen, ja, besser noch, sie stützt sich auf diese und läßt sich durch nichts davon abbringen. Jedoch protestiert man häufig gegen die funktionelle Ungleichheit der Geschlechter, die zumindest ebenso feststeht. Die Funktion der Fortpflanzung ist für die Gemeinschaft wesentlich, einfach schon deswegen, weil sie

ohne eine solche in wenigen Jahrzehnten nicht mehr vorhanden wäre. Sie kann nur durch die Verschiedenartigkeit der biologischen Rolle von Mann und Frau erfüllt werden, die auch eine gesellschaftliche Differenzierung bedingt. Die Mutter ist es, die das Kind in ihrem Schoß trägt und ihm dann die Brust gibt. Sie ist daher nicht für eine normale Arbeit in der Produktion bestimmt, und es ist nur natürlich, daß ihr das Heim anvertraut wird. Die körperlichen Formen und die seelischen Qualitäten sind ja bei Frau und Mann ähnlich verschieden wie bei Kuh und Stier, wenn dieser Vergleich gestattet ist. Niemand würde daran denken, eine Kuh zum Kampf in die Arena zu schicken. Warum sollten unter diesen Umständen den Frauen in der menschlichen Gesellschaft die gleichen Funktionen wie den Männern zugeteilt werden? Frauen sind nicht dazu bestimmt, zu kämpfen, zu befehlen, zu erschaffen. Man hat im Bereich der Kunst mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß noch nie eine Frau jemals ein großer Komponist gewesen ist, auch wenn das weibliche Geschlecht keineswegs von der musikalischen Kultur ausgeschlossen war. Wir müssen jedoch auch hier denselben Vorbehalt machen wie in bezug auf die Rassengemeinschaften: Es gibt Frauen, die den Männern auch an Kampfesmut, an Befehlsqualität und an Schaffenskraft überlegen sind. Das widerspricht in keiner Wiese der funktionellen Verschiedenheit, die ihrem Geschlecht zukommt.

Die Familie

Diese Spezialisierung bestätigt sich vor allem in der Familie, der theoretisch vollständigen biopsychischen Gruppe, Ergebnis der Vereinigung von Mann und Frau. Die Familie ist eine klar umrissene funktionelle Gruppe: ihre hauptsächliche Aufgabe ist die Zeugung und Erziehung von Kindern. Wir wissen aus unseren Untersuchungen im ersten Kapitel dieses Buches, daß das menschliche Wesen von seinen

Eltern die Gesamtheit seines Erbgutes erhält. Der Mensch ist also ein Erbe, nicht nur dessen, was er nach seiner Geburt erhält, sondern auch und vor allem mit dem, was er ist. Nun widmen sich Millionen von Erziehern in der Welt der Aufgabe, das Kind zwischen den guten und den schlechten potentiellen Möglichkeiten seines Lebens auszurichten, aber niemand oder fast niemand beschäftigt sich mit der Auswahl der Eltern, von denen doch diese Möglichkeiten ausgehen, oder diese gründet sich auf wirtschaftlichen Erwägungen, die mit den biopsychischen Realitäten so gut wie nichts zu tun haben, besonders nicht in der modernen Gesellschaft. Die neuere Geschichte hat jedoch verschiedene Formen einer wertvollen Auswahl gekannt, bei denen sich die Tradition in gewissen leider mehr und mehr eingeschränkten Milieus fortsetzte. Unter dem Ancien Régime, der Regierungsform unter dem französischen Absolutismus (also vor 1789), wurde der Adel durch den Vater vererbt; dabei übersah man, daß die Mutter den möglichen Nachkommen genauso viele Gene mitgibt wie der Vater. Aber die Gewohnheit ergänzte im allgemeinen das Gesetz, so daß Mißheiraten, also das, was man „unstandesgemäße Ehen" nannte, die Ausnahme blieben. Gewisse militärische Orden in Frankreich zeigten sich auf diesem Gebiet besonders streng und verlangten von ihren Mitgliedern den Nachweis des Adels bis zurück in die vierte Generation. Die königlichen Familien verbinden sich noch heutzutage, von gewissen Ausnahmen abgesehen, nur untereinander. Vermerken wir schließlich, daß die ältere Geschichte von gewissen Familien berichtet, die – aus ethnischen oder einfach nur biopsychischen Gründen im Schoß einer niederstehenden Bevölkerung isoliert wie die weißen Inka-Herrscher im vorkolumbianischen Andenhochland und die ebenfalls weißen Pharaonen der letzten Dynastie Ägyptens – durch strikte Einhaltung der Blutgleichheit bei ihren Heiraten sich ihre besonderen Qualitäten erhalten konnten.

Die Herkunft

Die Familie kann also ihren Bestand bei fortgesetzten Verbindungen mit völlig oder verhältnismäßig gleichem Blut bewahren und so eine Herkunftslinie aufbauen, die einen Fächer von bestimmten bio-psychischen Werten sichert. Dies Phänomen ist nicht nur bei dieser oder jener Gesellschaftsschicht möglich. Es gibt Herkunftsfolgen von Arbeitern und Bauern ebenso wie von Aristokraten, und der Begriff der Mißheirat hat für alle Stufen der sozialen Rangordnung Geltung. Aber selbst wenn sie häufig das Ergebnis von Vorurteilen – im wahren Sinne des Wortes – ist, hat dieser Begriff feste wissenschaftliche Grundlagen und kennzeichnet eine echte Gefahr für die Erhaltung der Herkunftslinie. In diese ein unbekanntes oder einfach fremdes Element einführen, heißt eine Erfahrung machen, deren Ergebnis niemals mehr revidiert werden kann. Welche biopsychische Synthese wird dabei herauskommen? Eine Vorhersage auf diesem Gebiet ist uns, zumindest noch im Augenblick, verwehrt. Die Bewahrung der traditionellen Erbmasse auf dem Weg der Inzucht dagegen sichert, vom Fall der Entartung abgesehen, körperlich und geistig den Bestand der Familiengruppe. Das Vorhandensein eines solchen Typs in homogenen Abstammungsreihen kann nicht bezweifelt werden. Die Umgangssprache selbst gibt das mit dem Gebrauch des Ausdrucks „Familienähnlichkeit" zu. Die Geschichte zeigt uns Abstammungslinien von Handwerkern, Bauern, Industriellen, Künstlern, Staatsmännern, Feldherren usw. Die Herkunftslinie ist also ein differenzierter, erblicher biopsychischer Komplex. In ihrem Wesen unterscheidet sie nicht nach Rassen. So wie wir gesehen haben, daß die Großrassen sich in Unterrassen teilen, stellen wir jetzt auch eine weitere Teilung nach Ahnenreihen fest. So verstehen wir den Gesamtzusammenhang der Biopolitik besser, wie wir auch eher begreifen werden, daß es zur Errichtung einer organischen Gesellschaftsordnung not-

wendig ist, nicht nur die verschiedenen ethnischen Gemeinschaften in Rechnung zu stellen, die innerhalb eines Ganzen koexistieren können, sondern auch die biopsychischen Gruppen gleicher Art, aber verschiedener Abstufung, in die sich die homogenen Rassengemeinschaften unterteilen.

Die Gesellschaftsschicht

Wir werden später sehen, wie sich die Abstammungsreihen voneinander unterscheiden. Aber wir müssen schon jetzt feststellen, daß sie sich – ausgenommen nur den Fall strikter Blutgleichheit – nicht in der Isolierung bilden und erhalten. Die Vereinigungen zwischen Stammbäumen gleichen Ranges oder auch Wertes und oft auch der gleichen gesellschaftlichen Funktion ergeben mit der Zeit eine Homogenisierung, die sie in einer noch weitergefaßten Gemeinschaft vereint: Das ist der Ursprung der als „Ancien Régime" in der Geschichte Frankreichs bekannten Staatsordnung (ausgenommen natürlich den andersartigen katholischen Klerus) mit ihren Untergliederungen; das ist er auch – allerdings auf einer niedrigeren Stufe – für die Klassenordnung der Gegenwart. Der Orden in einer ethnisch einheitlichen Gemeinschaft kann mit der Kaste in der vermischten Gemeinschaft verglichen werden, aber mit einem grundlegenden Unterschied: die Kaste ist notwendigerweise streng geschlossen, weil sie sich auf eine besondere Zusammenstellung von wesentlich verschiedenen Rassenmerkmalen gründet, die nicht verändert werden sollen. Der Orden dagegen kann für Mutanten geöffnet sein, weil die biopsychischen Merkmale, die ihm eigen sind, gelegentliche Verschiedenheiten darstellen, was nicht besagen will, daß sie ein Produkt des Zufalls sind, sondern einfach, daß sie zur Welt gebracht wurden und, vom Milieu veranlaßt, ebenso wiedererscheinen können. Die modernen Gesellschaftsklassen haben die biopsychische Natur der Orden nicht

vollständig bewahrt. Die liberale Gesellschaft hat den Zutritt zur Führungsschicht für geringwertige Elemente begünstigt, die, bewußt oder nicht, dem Willen der kapitalistischen Oligarchie untergeordnet sind. Das gestattete den gesellschaftlichen Aufstieg durch Zufall. Gleichzeitig wurden so dynamische Elemente in untergeordneten Schichten festgehalten oder in diese zurückgeworfen, womit man angesichts ihres Wertes ein gefährliches Spiel trieb. Es bleibt nicht weniger wahr, was Carrel[6] sehr zutreffend festgestellt hat, daß Bauern, die trotz der Anziehungskraft der Fabrik auf ihrem Land geblieben sind, dies getan haben, weil sie die Qualitäten und Fähigkeiten hatten, die sie zu einer solchen Lebensweise befähigten. Ebenso leidet der Handlanger, der sich als unfähig erweist, ein Facharbeiter zu werden, fraglos an organischer und psychischer Unzulänglichkeit für eine gehobene Position. Diese biopsychische Natur der sozialen Schichten wird, auch wenn sie unvollkommen ist, von aller Welt zugegeben, wie man auch das Vorhandensein von Typen anerkennt, die sie körperlich und verstandesmäßig repräsentieren. Es gibt einen bäuerlichen Typ, einen proletarischen, einen bürgerlichen, einen aristokratischen und andere Typen. So verschieden sie auch von einander sind, hat man dies nicht anders zu erklären gewußt als durch ihre Abstammung von verschiedenen Rassen.

Der Ursprung der sozialen Rangordnung

Dies ist besonders die These von Gobineau: Die soziale Schichtung sei das Ergebnis der militärischen Eroberung und der Unterwerfung der Besiegten. So ging in Frankreich der Adel aus den eingefallenen Germanen nordischer Rasse hervor, die groß, blond und langschädelig waren, während der Rest der Bevölkerung galloromanisch war, zahlenmäßig

[6] Alexis, 1873–1944, franz. Nobelpreisträger für Medizin 1912

überwiegend dem alpinen Element zugehörig und also klein, dunkelhaarig und kurzköpfig. Diese Erklärung, die auf Grund der ethnischen Fixierung ihres Urhebers und in Analogie mit dem Kasten-System der Inder abgegeben wurde, verstößt gegen die historische Genauigkeit. Es ist nämlich hinlänglich erwiesen, daß die französische Feudalaristokratie aus der Verbindung der Anführer der „Barbaren“ mit den galloromanischen Patriziern entstand und daß sie sich außerdem im Lauf der Jahrhunderte dank unzähliger Erhebungen in den Adelsstand an Zahl erhöhte und erneuerte. Das ändert nichts an der Tatsache der sozialen Vorherrschaft des langschädeligen Typs, und Vacher de Lapouge hat sie sorgfältig auf statistischer Grundlage nachgewiesen: der Durchschnitt der Körpergröße und der Anteil der Hochgewachsenen ändert sich ebenso wie derjenige der Langschädeligen mit der sozialen Stellung. Nach diesem Soziologen wäre die Ursache dieses Phänomens ganz einfach die Überlegenheit des nordischen Typs, die sich trotz der Vermischung der Rassen erhält und die sich in den führenden Schichten konzentriert, wo sie durch Zuchtwahl den alpinen Typ in gewissem Umfang verdrängt. Diese Auslegung stellt die Veränderlichkeit der Merkmale nicht in Rechnung, mit denen Vacher de Lapouge sie begründet. Wir haben heute Grund zu der Annahme, daß der Schädelindex durch die Einwirkung des Milieus verändert wird. Boas[7] scheint bewiesen zu haben, daß in New York die Kinder von lang- und kurzschädeligen Einwanderern zur Mittelschädeligkeit neigen. Wir wissen ebenso, daß die Körpergröße kein unveränderlicher Erbfaktor ist und daß das Leben in der Stadt im allgemeinen ihre Zunahme fördert. Lapouge schließlich beweist selbst, daß das Ausbleichen von Haar und Haut von einer krankhaften Atrophie infolge von kaltem und nebligem Klima herrührt und daß es weniger erblich als durch die Lebensverhältnisse zu verändern ist. Es

[7] Franz, 1858–1942, deutsch-amerikanischer Ethnologe und Anthropologe

scheint also klar, daß die soziale Abstufung von zufällig differenzierten Umständen abhängt und daß sie das Produkt einer doppelten Bewegung der vorher geschaffenen Typen ist, die sich durch Verwandtschaft und Fähigkeit verbinden, und des funktionellen Milieus, das die von ihm unter Druck gesetzten Wesen verändert, wenn es notwendig ist.

Erbliche Differenzierung und funktionelle Spezialisierung

Untersuchen wir den erstgenannten Punkt. Nehmen wir eine in Bildung begriffene Gesellschaft wie an der nordamerikanischen Siedlungsgrenze des 19. Jahrhunderts. Nach dem Westen zogen nur abenteuerlustige und unternehmungsfreudige Menschen. Wer Führungsqualitäten, eine angemessene physische Konstitution und ausreichende Intelligenz besaß, sammelte natürlich um sich starke und mutige Individuen, die jedoch unfähig waren, eine Kampfhandlung gegen die Indianer zu leiten und in der Prärie eine Herrschaft aufzubauen. Andere, die intelligent, aber weniger waghalsig waren und unfähig zu befehlen, richteten Kramläden und Schenken ein. Die Ausrichtung auf eine bestimmte Funktion in einer Umwelt, wo weder das Vermögen noch die Überlieferungen eine Rolle spielten, erfolgte also allein auf der Grundlage der individuellen biopsychischen Fähigkeiten, genauso wie zu Beginn des Mittelalters in Europa. Das ist offensichtlich nicht dasselbe wie in den organisierten – und dabei schlecht organisierten – Gesellschaften von heute. Die bestehende Ordnung lastet auf den kraftvollen Persönlichkeiten, die aufsteigen wollen, während sie die untergeordneten Wesen künstlich auf einem Niveau hält, das nicht ihrer verminderten Leistungsfähigkeit entspricht. Wenn wir jedoch die Gemeinschaften betrachten und nicht bloß die Individuen, werden wir feststellen, daß immer noch eine Übereinstimmung zwischen der

Funktion und dem Erbgut desjenigen besteht, der sie ausübt. Und das ergibt sich ganz einfach deswegen, weil in der zeitgenössischen Gesellschaft wie an der Siedlungsgrenze, obwohl nur in geringerem Ausmaß, die Funktion besondere biopsychische Eigenschaften verlangt. Im egalitärsten Regime kann man keinen Schiffsjungen einfach zum Kapitän bestimmen. Die soziale Abstufung gründet sich folglich auf die biopsychische Auslese von Individuen, die den Anforderungen der verschiedenen Funktionen entsprechen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es richtig, mit Vacher de Lapouge zu sagen, daß die gesellschaftlichen Schichten Wesen eines bestimmten Typs „anziehen".

Erbliche Veränderlichkeit durch die Funktion

Dieser Gesichtspunkt ist jedoch unzureichend. Da die Entwicklung der Industrie die Zahl der Fabriken vervielfachte, gab es keinen erblichen Proletariertyp, den man als Norm für die Anwerbung von Fabrikarbeitern hätte verwenden können. Die Industriellen mußten ihre Arbeitskräfte unter den Bauern suchen, deren Typ durch eine seit Jahrhunderten unveränderte Lebensweise geprägt war. Sie gewannen natürlich vor allem die am wenigsten fähigen, die am wenigsten von einem richtigen Bauern hatten, aber später folgten auch andere ihrem Beispiel, die auf ihrem alten Boden harte Arbeit gewohnt waren. Trotzdem sehen wir heute eine Klasse von Proletariern, die sich so weit wie möglich von der ländlichen Bevölkerung unterscheidet. Um auf unser vorhergehendes Beispiel zurückzukommen, sei hier erwähnt, daß sich auch die europäische Aristokratie des „Ancien Régime" in ihrem Typ ganz erheblich von der Bourgeoisie unterschied, aus deren Schoß – im wahrsten Sinne des Wortes – sie doch ständig ihren Nachwuchs bekam. Vacher de Lapouge vermerkt mit Recht, daß die Chronisten jener Zeit den mittelalterlichen Grandseigneur

stets als groß, schlank und blond darstellen, während der gewöhnliche Bürger als klein, plump und dunkelhaarig erschien. Ihre geistigen Qualitäten waren, wohlverstanden, nicht weniger unterschiedlich. Ohne Frage waren gewisse frisch geadelte Bürger Mutanten, die sich als Individuen von der Masse ihrer einstigen Gesellschaftsschicht unterschieden. Aber der größte Teil von ihnen war nur in bezug auf den Grad ihrer Qualitäten anders als das Milieu, aus dem sie kamen: tapferer, kühner, intelligenter, als Führer besser geeignet und vom körperlichen Gesichtspunkt aus nicht so plump wie die meisten ihresgleichen. Wenige Generationen genügten, um die Neulinge mit Hilfe von Heiraten dem alten Adel einzuverleiben, ohne daß sich dessen Eigenschaften geändert hätten. Das Phänomen hat nichts Überraschendes. Die neuen Adligen und ihre Nachkommen paßten sich dem neuen Milieu an, in dem sie nun lebten. Statt zu gehorchen, hatten sie jetzt zu befehlen. Statt mit dem Pflug oder irgendeinem Handwerkszeug umzugehen, mußten sie jetzt reiten und kämpfen. Statt Mehlspeisen und Haustierfleisch aßen sie Wildbret und tranken Wein statt Wasser. Die sittlichen Werte, nach denen sie sich richteten, waren nicht mehr dieselben. Ihre Körper und ihr Geist veränderten sich durch Anpassung an ihre neue Existenz. Aus Bauern und Bürgern waren Herren geworden. Wir begreifen so die doppelte Beziehung, die zwischen der Funktion und dem menschlichen Typ besteht. Die Funktion wirkt anziehend und kann unter den vorhandenen Wesen diejenigen auserwählen, deren Typ ihren Anforderungen am besten entspricht, während der weniger geeignete Typ sich der Funktion anpaßt und sich unter deren Einfluß verändert. Wenn es richtig ist zu sagen, daß in einer Gemeinschaft von noch nicht vollständiger Homogenität die ethnischen Relikte wie die biopsychischen Mutationen einen Faktor der funktionellen Spezialisierung bilden, so ist es nicht weniger die Versicherung, daß die Funktion die „Rasse" schafft, das heißt, daß sie die biopsychisch ho-

mogenen Einheiten durch einen Prozeß schafft, der mit demjenigen vergleichbar ist, aus dem die zufällig differenzierten ethnischen Gemeinschaften geboren werden.

Die Bedeutung der funktionellen Differenzierung

Die funktionelle Typologie der gesellschaftlichen Einheiten ist so relativ wie diejenige der Rassen: sie beruht auf der Häufigkeit des Erscheinens von Merkmalen, die alle zusammen nur ausnahmsweise bei einer Einzelperson auftreten. Es ist einfach – und Soziologie wie Psychologie haben das oft getan –, das Vorhandensein nicht nur eines funktionellen Typs je Einheit, sondern mehrerer desselben festzustellen, wie auch auf experimenteller Grundlage die Ähnlichkeiten nachzuweisen, die sich auf diesem oder jenem Gebiet zwischen Typen bekunden, die zu verschiedenen Gemeinschaften gehören. Zwischen dem Aristokraten und dem Intellektuellen der „Mittelklasse" kann es jedenfalls weniger Unterschiede von diesem oder jenem Gesichtspunkt aus geben – und gibt es im allgemeinen auch – als zwischen dem üblichen Aristokraten und dem „Krautjunker", der in mancherlei Beziehung dem Bauern mehr ähnelt als seinem Standesgenossen. Was hat das zu bedeuten? Einfach, daß jeder Stand oder jede Klasse in Wirklichkeit eine Vielfalt von verschiedenen Berufen umfaßt, die funktionelle Unterkategorien darstellen, denen natürlich auch verschiedene biopsychische Typen entsprechen. Im Adel gibt es Staatsmänner, Militärs, Diplomaten, Intellektuelle, Gutsbesitzer; im Proletariat Stauer, Mechaniker, Zuschneider usw. Der Mittelstand ist noch komplexer. Aber es gibt Berufe, die in mehreren Ständen ausgeübt werden: gemeinsame Merkmale überlagern also die Unterschiede. Vom „Krautjunker", das heißt dem adligen Kleinlandwirt, sagt man mit Recht: Das ist ein Bauer, aber man wird ihn nie mit einem solchen anderer sozialer Herkunft verwechseln, selbst wenn dieser

unendlich viel reicher als er ist. Anders ausgedrückt: der Rang geht über den Beruf, aber deswegen wirkt sich dieser nicht weniger auf die verschiedenen Ebenen der sozialen Stufenleiter aus. Es gibt also eine vertikale Unterscheidung: die hierarchische; und eine horizontale: die berufliche, deren Auswirkungen zusammenkommen. Ganz allgemein ist die erstgenannte die stärkere. Es wird einem Packer leichter sein, Mechaniker zu werden als Diplomat, wie es für einen Krautjunker einfacher ist, Offizier zu werden als Handarbeiter. Wenn man an der erblichen funktionellen Differenzierung zweifelt, möge man sich des von Trotzki mißbrauchten Satzes erinnern: „Die angeborene Unfähigkeit des Proletariates, eine führende Klasse zu werden", oder man stelle einige willkürlich herausgegriffene Portraits von Angehörigen der alten russischen Aristokratie neben die Fotos irgendwelcher Personen der Sowjetbürokratie, die aus den niederen Bevölkerungsschichten hervorgegangen sind, ohne daß die Zeit schon ihre Wirkung getan haben könnte. Die biopsychische Abstufung der Gesellschaft ist so ausgeprägt, daß sie manchmal sogar die Unterschiede zwischen den Großrassen überwindet, wohlgemerkt jedoch, ohne sie zu zerstören. Ein japanischer Aristokrat von verhältnismäßig hohem Wuchs und langem Schädel, feinen Gesichtszügen, geradestehenden Augen, mit Führungsqualitäten, Mut und Ehrgefühl steht einem europäischen Aristokraten oft schon vom physischen Gesichtspunkt her näher als einem Landsmann von ihm von grobem biopsychischen Typ, von niedrigem Wuchs, schrägen Augen und platter Nase.

Die natürliche Auslese

Es soll jedoch nicht weniger gut verstanden werden, daß die funktionelle Differenzierung nur im Rahmen der fraglichen ethnischen Gemeinschaft wirksam wird. Sie aktualisiert dort, wo sie es anordnet, durch Auswahl und Formung die Möglichkeiten des menschlichen „Rohstoffes", die wesent-

lich von der Rasse abhängen. Aber wir müssen hinzufügen: und vom derzeitigen Zustand dieser Rasse. Es ist nämlich nicht gleichgültig, ob diese jung oder alt ist. Eine Rasse ist jung, wenn die Lebensbedingungen ihrer Angehörigen einfach geblieben sind und sie nicht gezwungen haben, sich anzugleichen und daher zu häufig zwischen ihren natürlichen Möglichkeiten wählen zu müssen. Ein Vergleich wird uns das Problem besser verstehen lassen: Ein gut begabtes Kind kann zwischen einer naturwissenschaftlichen Ausbildung und einer humanistischen Bildung wählen, aber ein Mann von 60 Jahren wird nicht in der Lage sein, auf diese Wahl zurückzugreifen, die seinen Geist ein für allemal ausgerichtet hat, und keine funktionelle Änderung würde in dieser Hinsicht positive Ergebnisse bringen. Es ist alles andere als gleichgültig, ob eine Rasse stark oder degeneriert ist, weil ihre herausragenden Eigenschaften einen besonderen qualitativen Grad haben und dieser Grad wie die Eigenschaften selbst nicht bei allen Angehörigen der fraglichen Gemeinschaft in einem bestimmten Augenblick ihrer Geschichte derselbe ist. Einige Individuen sind unterernährt, Alkoholiker, Syphilitiker oder auch einfach nur schwach. Andere dagegen sind im Vollbesitz der Kräfte ihrer Rasse. Unter den Bedingungen eines primitiven Daseins verschwinden die Schwachen, ehe sie das zeugungsfähige Alter erreicht haben. Der „Rohstoff", auf welchen sich die funktionelle Differenzierung auswirkt, besitzt also dank der natürlichen Auswahl ein Maximum an Möglichkeiten. Das ist heutzutage nicht mehr der Fall. Die biopsychische Gesellschaftsordnung verlangt nicht nur die funktionelle Differenzierung, sondern auch und vor allem die Einschränkung niederstehender Elemente, das heißt der funktionell unbrauchbaren und gesellschaftlich gefährlichen Randgruppen. Ohne eine solche Säuberung degeneriert die Rasse. Die eventuelle Geburt eines durch Syphilis erblich belasteten Genies ist kein Ersatz für die biopsychische Dekadenz der gesamten Gemeinschaft. Es scheint andererseits nicht so, als wären

frühere Jahrhunderte, die noch die Wohltaten der natürlichen Auslese genossen, viel ärmer an hervorragenden Menschen gewesen als das unsere.

Die wirtschaftliche Differenzierung

Die zeitgenössische Welt ist weit davon entfernt, in einem Naturzustand zu leben. Ihre gesellschaftliche Struktur mißachtet die Gesetze der Biopolitik, obwohl sich vieles aus einer früheren Ordnung gerettet hat, die sich auf die biopsychische Differenzierung gründete, und obwohl sich die Realitäten der menschlichen Natur häufig als den egalitären Utopien überlegen erweisen. Stellen wir andererseits fest, daß diese letztgenannten dort, wo sie sich durchsetzen können, nur einen destruktiven Charakter haben und sich als unfähig erweisen, die alte Ordnung der Dinge durch eine kohärente Konstruktion zu ersetzen. Die liberale Gesellschaft hat die unmögliche Gleichheit nicht erreichen können. Sie hat sich darauf beschränkt, die biopsychische Differenzierung durch eine wirtschaftliche Differenzierung zu ersetzen, die alle Werte verkehrt hat. Statt daß der Reichtum ein Instrument ist, das der führenden Gesellschaftsschicht zur Verfügung steht, ist er ein Mittel geworden, um Zugang zur gesellschaftlichen Macht zu bekommen. Zu anderen Zeiten war man reich, weil man eine Führungsrolle spielte. Heutzutage, in der liberalen Gesellschaft, befiehlt man, weil man reich ist. Die soziale Rangordnung wird von dem wirtschaftlichen Unterschied bestimmt, der die Klassen voneinander trennt. Das System, daß das Geld nicht zu einem an die Funktion gebundenen Wert, sondern zum Kriterium der gesellschaftlichen Rangordnung macht, stellt vom Gesichtspunkt der Biopolitik aus ohne Zweifel den Höhepunkt der Ungeheuerlichkeiten dar.

Die negative Auslese

So wie der liberale Kapitalismus sich bemüht, die qualitative Ordnung der Gesellschaft zu zerstören, so hat die moderne Pseudozivilisation alle Anstrengungen gemacht, um die natürliche Zuchtwahl zu unterdrücken. Die künstlichen Lebensbedingungen, die sie geschaffen hat, erlauben das Überleben von Individuen, die, da biopsychisch minderwertig, zu anderen Zeiten verschwunden wären. Wenn es der Medizin gelegentlich gelingt, das Leben wertvoller Menschen zu retten, so wendet sie doch den größten Teil ihrer Zeit dafür auf, den Schwachen zu helfen, den Erbkranken und Degenerierten, denen sie weiterzuleben gestattet, was nicht so schlimm wäre, wie daß sie sich vermehren und so künftige Generationen schädigen können. Parallel zu dieser naturwidrigen Betätigung, von welcher die für die Gemeinschaft schädlichen Elemente profitieren, führt die moderne Welt eine regelrechte Negativauslese durch. Die Kriege waren früher längst nicht so blutig wie heute. Sie verlangten von den Kriegführenden körperliche und moralische Qualitäten, deren Nichtvorhandensein den Tod bedeutete. Sie bewirkten also eine gewaltsame natürliche Auslese, besonders unter dem Adel, der so an Kraft gewann, was er vielleicht an Zahl verlor. Heutzutage verlangt der Krieg von dem, der ihn austrägt, immer weniger Mut. Im wahrsten Sinn des Wortes mörderisch, trifft er vor allem die beste Jugend, die sich in den Elitetruppen sammelt. In ihren Reihen ist Mut ein Todesfaktor. Die besten Kräfte werden zugunsten der Schwachen und Feigen geopfert, die bei der Nachhut bleiben. Die als Bürgerkrieg bezeichneten Unruhen, die die Folge davon sind, haben ein noch deutlicheres Ergebnis: Die Aristokratie, das Ergebnis einer Auslese über Jahrtausende hinweg, wird durch Massenmord, Austreibung oder Auferlegung von Lebensbedingungen, die ihre schnelle Degeneration bewirken, ausgerottet. Kurzum: Der Bürgerkrieg tötet die Freiwilligen, die allein

durch ihre Gegenwart in vorderster Front ihre moralischen Fähigkeiten unter Beweis gestellt haben.

Aristokratie und Eliten

Während die durch Krieg oder Klassenkampf – oder beides – dezimierte Aristokratie sich dadurch erneuert, daß sie die höheren Elemente des Bürgertums oder des Proletariats in ihre Reihen aufnimmt, finden viele von denen, die sie sich einverleibt, so den Weg zu ihrer Selbstverwirklichung, aber sie rufen auch die qualitative Verarmung der Schichten hervor, aus denen sie kommen. In jeder organischen Gesellschaft ist jede Gruppe in sich genauso abgestuft wie die Gemeinschaft selbst. Wenn die führende Gesellschaftsschicht die natürlichen Führer der sekundären Gruppen anzieht, bringt sie diese letztgenannten in Unordnung und zerstört sie im Lauf der Zeit. Das ist von jedem Gesichtspunkt aus eine verkehrte Rechnung, denn die rassische Verarmung der unteren Schichten ruft ihre biopsychische Degeneration hervor und eben dadurch die Erschöpfung der Quellen für die unerläßliche Erneuerung der Aristokratie. Wir widersprechen uns damit keineswegs. Es ist normal und notwendig, daß die Aristokratie – oder ganz allgemein die Führungsschicht – die Mutanten aufnimmt, die aus den Eliten der untergeordneten Schichten hervorgehen. Aber es ist schädlich, wenn sie diese Eliten ganz verschlingt, weil deren Existenz für das gute Funktionieren der Gemeinschaft unerläßlich ist.

Das biopsychische Ungleichheit der Gemeinschaft

Die negative Auslese, deren wesentliche Gesichtspunkte wir kurz analysiert haben, ist nicht der einzige Faktor des biopsychischen Ungleichgewichts, den die Auslichtung geho-

bener Elemente der Bevölkerung hervorruft. Wir müssen auch auf eine Erscheinung hinweisen, die parallel zu dem ist, das wir auf dem Gebiet des Rassenkampfes festgestellt haben: die relative Sterilität der Schichten von höchstem Niveau im Vergleich mit der Fruchtbarkeit der niedrigeren. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß die zur Oberschicht gehörenden Familien weniger Kinder haben. Die materiellen Gründe dieses Zustandes sind vielfach: Schwierigkeiten der Unterbringung und Bedienung, ungenügende Mittel im Verhältnis zu den Aufwendungen für eine gehobene Lebensweise, Frauenarbeit usw. Fügen wir noch die Angst vor der Mutterschaft bei Frauen hinzu, die, selbst wenn sie keinen Beruf ausüben, ihre natürliche Rolle aufgeben wollen, die Abschwächung religiöser Vorschriften und Überlieferungen und auch die physiologische Degeneration, ein Ergebnis der städtischen Umwelt. Wenn also die Vermehrung farbiger ethnischer Gemeinschaften schon eine große Gefahr für die Gemeinschaften der weißen Rasse darstellt, so ist die Vermehrung der vom biopsychischen Gesichtspunkt aus minderwertigen Elemente innerhalb der weißen Gemeinschaften bereits eine vollendete Tatsache. Gewiß, es gibt noch zahlreiche nicht degenerierte Nachkommen alter Adelsgeschlechter, und die funktionelle Formung würde im Lauf der Zeit ausreichen, um Führungsschichten wiederaufzubauen, die diesen Namen verdienen. Aber was uns schwerer zu wiegen scheint, ist der doppelte Vorgang des zahlenmäßigen Rückgangs der Aristokratie bzw. der sie ersetzenden bürgerlichen Führungsschichten bei gleichzeitiger Vermehrung der minderwertigen Elemente; ein Prozeß, der mit beschleunigtem Rhythmus verläuft, ohne daß irgend jemand sein baldiges Ende vorhersagen könnte und ohne daß etwas getan würde, um ihn aufzuhalten – eher schon im Gegenteil. Unsere liberale Gesellschaft geht einem einförmigen Zustand der Mittelmäßigkeit entgegen, einer allgemeinen Verwirrung, die der Vorherrschaft der weißen Rasse eine definitive Grenze setzen und, sind die organi-

schen Gemeinschaften erst einmal zu Herden geworden, zu ihrem Ende führen wird.

Das Verschwinden der biopsychischen Gesellschaftsordnung

Gobineau sah in der Bastardisierung den einzigen Faktor der Dekadenz ethnischer Verbände und des Zerfalls der Zivilisationen. Wir wissen inzwischen, daß die biopsychische Degeneration sich einfach durch die Veränderung der Umwelt ergeben kann. Weiße, die sich in den Tropen ansiedeln, degenerieren. Gemeinschaften, die ihre biopsychische Gesellschaftsordnung zerstören, degenerieren. Unsere Zeit leidet nicht nur unter der Bastardisierung, sondern auch unter der funktionellen Gleichstellung der Geschlechter, der Vermengung der Gesellschaftsschichten, der Re-Absorbierung der Eliten und des seiner Funktion beraubten Adels. Wie das Maurras schon vor mehr als einem halben Jahrhundert ankündigte, besiegt das Gold das Blut. Ist also alles verloren? Nein! Denn die weiße Rasse ist nicht das Opfer eines Verhängnisses, sondern das ihrer eigenen Gewissenlosigkeit. Die schlechte Politik ist die Ursache des Unterganges der natürlichen Ordnung. Eine gute Politik würde ausreichen, die Bedingungen einer Regeneration wiederherzustellen.

DIE GRÖSSE DER BEVÖLKERUNG

Der demographische Faktor

Vom Gesichtspunkt des menschlichen „Rohstoffs" aus definiert sich jede gesellschaftliche Einheit durch die qualitativen Eigenschaften ihrer Mitglieder, wie wir sie in unseren vorhergehenden Kapiteln untersucht haben, aber auch durch ihren zahlenmäßigen Umfang. Nehmen wir als grundlegendes Beispiel die Familie vom Typ eines Ehepaares. Sie definiert sich durch die Beziehungen, die sie verbinden, also einerseits Mann und Frau, andererseits Eltern und Kinder. Vom strukturellen Gesichtspunkt aus ist eine biosoziale Gruppe, bestehend aus Vater, Mutter und einem Kind, vollständig. Und diejenige, die aus dem Vater, Dutzenden von Müttern und Hunderten von Kindern besteht, ist es auch. Niemand wird jedoch zu behaupten wagen, daß diese beiden Familien identisch seien, noch daß die Verallgemeinerung der einen oder anderen belanglos sei. Denn im erstgenannten Fall würde man in einen tragischen Prozeß der Entvölkerung eintreten, während sich – mit der Ausnahme nur, daß ein anomaler Frauenüberschuß vorhanden wäre – im anderen Fall ein tiefes soziales Mißverhältnis dadurch ergeben würde, daß nicht mehr genügend Frauen für eine große Anzahl von Männern im heiratsfähigen Alter vorhanden wären. Um einen genauen Überblick über eine gesellschaftliche Situation zu bekommen, wäre es also angebracht, den strukturellen Berichten Zahlenangaben beizufügen, in denen diese sich darstellt. Diese Schlußfolgerungen sind für alle Gruppen der Gesellschaft, für die Vereinigungen und Gemeinschaften gültig, und wir halten es für überflüssig, unsere Untersuchungen für alle von ihnen zu wiederholen. Vermerken wir jedoch, daß die Zahlenangaben für amorphe Gruppen noch viel wichtiger sind. Das Bestehen einer solchen Masse hängt von der Zahl ihrer

Mitglieder ab. Die Volksmenge bekundet ihre Eigenschaften in einem Umfang, der im Verhältnis zu ihrer zahlenmäßigen Stärke steht. In den komplexen Gruppen der Gesellschaft und in den Gemeinschaften hat die Bevölkerung, vom zahlenmäßigen Gesichtspunkt aus betrachtet, eine doppelte grundsätzliche Bedeutung. In erster Linie bestimmt sie weitgehend die Vielschichtigkeit der Formen. Die strukturellen Angaben sind im Betrieb eines Handwerkers oder in einem Dorf von ein paar Dutzend Familien einfach und komplizieren sich erst in dem Umfang, in dem sich die Zahl der fraglichen Einzelpersonen erhöht. In zweiter Linie wird die relative Macht der Gruppe und daher auch ihre Möglichkeit, sich durchzusetzen, teilweise auch von ihrer demographischen Bedeutung abhängig sein. Gewiß stimmen Beobachtung und geschichtliche Forschung überein, wenn sie uns zeigen, daß die Qualität über die Zahl siegt. Aber diese stellt nichtsdestoweniger einen beachtlichen Faktor der gesellschaftlichen Entwicklung dar.

Die Bevölkerungsdichte

Seine volle Bedeutung bekommt das demographische Problem auf dem Gebiet der geosozialen Gemeinschaft. Den Gruppen, Vereinen, Zwischenorganisationen anderer Art und amorphen Haufen bleibt nichts anderes übrig, als sich in die Bevölkerung zu teilen, die in dem sie alle umschließenden territorialen Rahmen lebt. Wir wissen bereits, daß die Berichte über ihre Entstehung vom demographischen Faktor nicht unabhängig sind, aber der Umfang der Bevölkerung, die diesen Einfluß ausübt, ist derjenige der geosozialen Gemeinschaft. Und diese hängt in bezug auf ihre Auswirkungen – und nur am Rand des absoluten Wertes, den sie besitzt – grundsätzlich von dem geographischen Raum ab, in dem sie sich befindet. Die Bevölkerungsdichte, das heißt das Verhältnis in einer geosozialen Gemeinschaft

zwischen der Einwohnerzahl und dem ihr zur Verfügung stehenden Raum, stellt den ersten allgemeinen Gesichtspunkt des demographischen Problems dar, der behandelt werden sollte. Das menschliche Wesen ist nicht bloß Geist. Es nimmt auch einen gewissen physischen Raum ein: nicht nur den, den es mit seinem Körper ausfüllt, sondern auch den, den es braucht, um sich zu schützen und sich den Gegebenheiten seiner Natur und seines Entwicklungsgrades entsprechend zu bewegen. Es braucht für seine Ernährung Substanzen, die aus dem Boden oder dem Meer kommen und daher einen zusätzlichen Raum erfordern. Diese Anforderungen bestimmen eine für das ganze Gebiet optimale Bevölkerungsdichte: diejenige, die einerseits der vollkommenen Nutzbarmachung des verfügbaren Raumes entspricht und andererseits der vollen Befriedigung der Bedürfnisse seiner Bewohner. Unter einer solchen Dichte gibt es ungenutzten Raum, darüber unbefriedigte Bedürfnisse. In beiden Fällen stehen wir vor einer ungesunden Situation. Es ist offensichtlich, daß die optimale Dichte, die man in einem bestimmten Augenblick für ein gewisses Gebiet berechnen kann, keinen absoluten Wert darstellt. Denn dieser hängt von dem Verhältnis ab, das zwischen dem verfügbaren Raum und dem Entwicklungsgrad der dort lebenden Bevölkerung besteht. Ein Nomadenstamm, der von seinem Vieh lebt, braucht zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse mehr Raum als eine zahlenmäßig gleichstarke seßhafte Gruppe von Ackerbauern. Die moderne Technik erlaubt es, die Bodenerträge beträchtlich zu steigern, erschöpfte Böden zurückzugewinnen, Wüsten zu bewässern und zu nutzen und sogar im Laboratorium synthetische Nahrungsmittel herzustellen, obwohl immer noch mit Rohstoffen, die aus der Erde oder dem Meer kommen. Die optimale Bevölkerungsdichte hängt also vom verfügbaren Raum im gegenwärtigen Zustand seiner Nutzung ab. Dies wäre mehr oder weniger der Zustand einer Gemeinschaft in einer geschlossenen Wirtschaft. Der Warenaus-

tausch erlaubt jedoch, in gewissem Ausmaß widrige Veränderungen in bezug auf die optimale Dichte auszugleichen, wie sie sich in sich ergänzenden Gemeinschaften ergeben. Industrielle Gebiete brauchen, selbst wenn man ihre Rohstoffquellen berücksichtigt, weniger Raum und viel mehr Einwohner als landwirtschaftliche Gebiete. Theoretisch leiden die erstgenannten unter Bevölkerungsüberschuß, da ihr Raum nicht gestattet, ihre Einwohner zu ernähren, während die anderen eine geringere Dichte als die optimale haben, weil sie mehr Nahrungsmittel produzieren, als sie verzehren können. Indessen schafft die Verbindung von industriellen und landwirtschaftlichen Zonen in der gleichen Gemeinschaft eine mittlere Dichte, die, ob optimal oder nicht, immer noch befriedigender ist als die Teilgrößen, aus denen sie entstand. Es ist offenbar möglich, einen Ausgleich von der gleichen Art zwischen Staaten auf dem Weg von laufendem Austausch durchzuführen. Vom rein statistischen Gesichtspunkt ist nichts dagegen einzuwenden. Aber die Demographie ist nicht auf eine Reihe von Berechnungen beschränkt. Sie läßt uns im Gegenteil feststellen, daß eine sogenannte internationale Arbeitsteilung Staaten, in denen die Erzeugung von Nahrungsmitteln den Vorrang hat, dazu zwingt, ihre Bevölkerungsdichte unter dem optimalen Niveau zu halten, während sie den stärker industrialisierten Staaten gestattet, die ihre über das Maß zu erhöhen. Die mittlere Dichte wird also auf Kosten der erstgenannten erreicht, ohne den Ausgleich durch Wanderungsbewegungen, wie sie sich automatisch zwischen Gemeinden und Provinzen desselben Staates ergeben. Die vorwiegend landwirtschaftlich erzeugenden Staaten müßten also ihr demographisches Wachstum künstlich bremsen, die Auswanderung dulden oder gar ermutigen oder die Arbeitslosigkeit eines Teiles ihrer Bewohner hinnehmen.

Das natürliche demographische Gleichgewicht: seine biologischen Faktoren

Die optimale Bevölkerungsdichte entspricht in bezug auf den Menschen dem, was die Zoologen das biologische Gleichgewicht eines Gebietes nennen, das heißt das zahlenmäßige Verhältnis zwischen den verschiedenen Tierarten, die im gleichen Raum zusammenleben. Die menschliche Bevölkerung neigt natürlich dazu, den Naturzustand – was keineswegs dasselbe besagt wie Wildnis – zu erreichen und das demographische Gleichgewicht, das aus der optimalen Dichte hervorgeht, zu erlangen und zu bewahren. Der Mensch hat eine Zeugungskraft, die diejenige weit übertrifft, die die einfache zahlenmäßige Erhaltung der Art gewährleistet. Jede normale Frau besitzt eine Gebärfähigkeit von etwa 15 Kindern, was, voll ausgenutzt, in jeder Generation einem siebenfachen Bevölkerungswachstum entsprechen würde. Die historische Beobachtung zeigt indessen, daß bis vor wenigstens zweihundert Jahren die Bevölkerung zivilisierter Gebiete numerisch stabil blieb, wobei Höhen und Tiefen sich schnell wieder anglichen. Sie läßt auch zwei natürliche Faktoren des demographischen Gleichgewichtes erkennen, die als Fessel wirken: Krankheit und Hunger. In bezug auf Widerstandsfähigkeit ist der Mensch ein von der Natur wenig begünstigtes Lebewesen. In der fraglichen Epoche gab es nur sehr wenige Frauen, die in der Lage gewesen wären, ihre Gebärfähigkeit voll auszunutzen, und außerdem war die Säuglingssterblichkeit beträchtlich. Trotz allem neigte die Bevölkerung dazu, anzuwachsen. Aber es brachen von Zeit zu Zeit Epidemien aus, die sie auf ein viel niedrigeres Niveau als die optimale Dichte zurückwarfen. Pest, Cholera und Pocken entvölkerten manchmal ganze Provinzen und verursachten jedenfalls alljährlich eine beträchtliche Menge von Todesfällen. Zu den Epidemien kamen mit dem gleichen Ergebnis Hungersnöte. In der vorkapitalistischen Welt gab es weder Überproduk-

tion noch mangelhaften Verbrauch. Die Reserven an Nahrungsmitteln waren wenig bedeutend, wenn überhaupt vorhanden. Außerdem erlaubten die Verkehrsmittel, langsam und wenige an Zahl, keinen Ausgleich zwischen den vom Klima verschieden begünstigten Provinzen. Eine einzige schlechte Ernte genügte, Hunger zu schaffen und direkt oder durch die geschwächte Widerstandsfähigkeit den Tod eines Teiles der Bevölkerung herbeizuführen. Ein Phänomen gleicher Art ergab sich auch ohne Aussetzen der Produktion, wenn das demographische Volumen die optimale Dichte überschritt. Dann reichten die normalerweise erzeugten Nahrungsmittel nicht aus, um die Bedürfnisse aller zu befriedigen: entweder starb eine gewisse Zahl von ihnen Hungers oder die allgemeine Unterernährung vervielfachte Krankheitsfälle und als Folge davon vorzeitiges Ableben. Das ist es, was sich auch heute noch von Zeit zu Zeit in Indien, im Nordosten Brasiliens oder in manchen jungen Negerrepubliken Afrikas ereignet.

Das natürliche demographische Gleichgewicht: seine gesellschaftlichen Faktoren

Trotz ihrer positiven Folgen in bezug auf das demographische Gleichgewicht stellen die Epidemien und Hungersnöte tief bedauerliche öffentliche Mißstände dar. Gegen die ersten war man zunächst machtlos, aber später konnte man sie verhüten oder doch durch Vorsichtsmaßnahmen abmildern, die die europäischen Regierungen ergriffen, bis sie sie seit dem 18. Jahrhundert teilweise beseitigen konnten. Auch die Hungersnöte verschwanden nach und nach, und die Bevölkerung hätte ihre optimale Dichte ohne die Einwirkung von gesellschaftlichen Ordnungsfaktoren überschritten, die schon auf niedrigerer Ebene wirkten, und zwar natürlich und spontan mit wachsender Kraft, um das Nachlassen der Geißeln der Völker auszugleichen: Krieg, Zölibat

und Auswanderung. Man weiß, daß die Kriege des Mittelalters – mit Ausnahme der Kreuzzüge – nicht besonders blutig waren. An ihnen beteiligte sich nur ein beschränkter Teil der Bevölkerung. Und der Kampf war nicht viel gefährlicher als heute mancher Sport. Das wurde mit dem Gebrauch der Feuerwaffen seit Ende des 18. Jahrhunderts und der Einziehung von Rekruten nach und nach anders. Die Kampfhandlungen nahmen in steigendem Maß den Charakter von Vernichtungskriegen an, bis sie seit dem Zweiten Weltkrieg zu Massenmassakern an Soldaten und Zivilisten wurden. Es ist interessant festzustellen, daß der Fortschritt der Technik, dieser Faktor der Überbevölkerung, auf diese Weise einen düsteren teilweisen Ausgleich für seine demographischen Folgen geschaffen hat. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts war jedoch nicht der Krieg der wichtigste gesellschaftliche Faktor für das Gleichgewicht der Bevölkerung, sondern der Zölibat. Gesetzlich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und de facto während weiterer hundert Jahre sprach nämlich die Einrichtung des Ältestenrechts dem ältesten Sohn in allen Gesellschaftsschichten den Besitz und das Verfügungsrecht über das Familienvermögen zu. Darum konnte eine bedeutende Zahl von Männern und Frauen nicht heiraten, weil ihnen die wirtschaftlichen Mittel fehlten, die ihre gesellschaftliche Stellung dabei erfordert hätte. Der weltliche Klerus und die religiösen Orden nahmen einen großen Teil von ihnen auf. Andere traten in die Dienste des Königs oder des wohltätigen Malteserordens. Viele, besonders Frauen, blieben unverheiratet im Haus der Familie, wo sie mit vollem Recht ihren Platz hatten. Die theoretische Zeugungskapazität reduzierte sich so beträchtlich. Der Zölibat als Faktor des demographischen Gleichgewichtes ist in unserer Zeit fast völlig verschwunden, sogar in den katholischen Ländern. Bleibt die Auswanderung, die wir weiter unten im einzelnen untersuchen werden. Bevölkerungsbewegungen in leere oder schlecht verteidigte Räume hat es immer gegeben. Dieses Phänomen hat

sich im Zeitalter der Entdeckungen und vor allem im vergangenen Jahrhundert beschleunigt, als große Massen von Auswanderern aus Europa nach Amerika und Sibirien strömten. Gewiß entspricht ein solcher Faktor des Gleichgewichts nicht dem Verhalten aller Völker und noch weniger im allgemeinen demjenigen derer, die es am meisten nötig hätten.

Die demographische Zusammensetzung

Das Bevölkerungsgleichgewicht drückt sich nicht nur in der Zahl der Einwohner im Verhältnis zu den Möglichkeiten ihres Siedlungsraumes aus. Wir müssen auch die Bevölkerung vom Standpunkt ihrer statistischen Zusammensetzung betrachten, nämlich nach Geschlecht, Alter und möglichst auch der Rasse. Die Mitglieder jeder geosozialen Gemeinschaft teilen sich in Männer und Frauen. Im allgemeinen stellt sich das numerische Gleichgewicht zwischen den Geschlechtern spontan ein. Es werden mehr Männer als Frauen geboren, aber letztere haben eine viel größere biologische Widerstandskraft, und ihre durchschnittliche Lebenserwartung ist größer. Jedoch biologische Phänomene wie in den mysteriösen Fällen Tibets oder häufiger auch ganz natürliche – Krieg als Dauerzustand oder Wanderungsbewegungen – können ein Mißverhältnis hervorrufen, das sich auf die Basisstrukturen auswirkt. Wenn sich ein relativer Überschuß an Männern oder Frauen ergibt, nimmt die Familie normalerweise eine polygame Form an. Wenn sie das nicht nur im Fall einer zufälligen und daher vorübergehenden Situation tut wie derjenigen in Deutschland und der Sowjetunion unmittelbar nach dem letzten Weltkrieg, schafft das Vorhandensein einer großen Zahl von Individuen, die gezwungen sind, im Zustand der Ehelosigkeit zu leben, eine Reihe von ernsten sozialen Problemen. Außerdem kann das Ungleichgewicht der Geschlechter den Vor-

gang der Festigung des Ganzen behindern. Dies passiert nicht in primitiven oder degenerierten Gemeinschaften, wo sich Mann und Frau fast nur in ihrer Rolle beim Geschlechtsverkehr unterscheiden. Aber in dem Maß, in dem sich das soziale Niveau der Werte hebt, wird der Unterschied immer tiefer und betrifft alle biopsychischen Eigenschaften der Individuen. Eine Gesellschaft von Frauen, in der sich eine beschränkte Zahl von Männern damit begnügt, für die Schaffung von Nachwuchs zu sorgen, ermangelt der schöpferischen Kraft, die für ihre volle Verwirklichung unerläßlich ist. Einer Gesellschaft, in der die Männer mißbräuchlich vorherrschen, würde nicht nur die Zeugungskraft fehlen, sondern auch das Gefühl, ohne das es unmöglich wäre, ein auch nur mittelmäßiges Niveau der Zivilisation zu erreichen. Es ist viel schwerer, den Begriff des Gleichgewichtes vom Gesichtspunkt des Alters auf die demographische Zusammensetzung anzuwenden. Theoretisch können wir sagen, daß sich eine Gesellschaft auf diesem Gebiet im Gleichgewicht befindet, wenn die notwendige Proportion der Kinder bei Berücksichtigung des Sterbeindex ausreicht, um die optimale Bevölkerungsdichte zu erreichen oder zu erhalten. Es handelt sich also um eine Gegebenheit im Verhältnis zu einem veränderlichen Faktor. Das ändert nichts daran, wie wir im folgenden Absatz sehen werden, daß eine erhöhte Zahl von Kindern manchmal ernste Probleme, vor allem wirtschaftlicher Art, schafft, selbst wenn das einem legitimen Wachstum entspricht. Was die Rasse betrifft, läßt sich die demographische Untersuchung nur auf der Grundlage des einzigen geschichtlichen Musters machen. Die Koexistenz im Schoß ein und derselben Gemeinschaft von Individuen, die verschiedenen ethnischen Stämmen angehören, ist nicht natürlich, so gut die auf eine solche Situation gegründete Ordnung auch sein mag. Das Gleichgewicht, das man auf diesem Gebiet erreichen kann, wird immer für den Augenblick bestehen und nicht dauerhaft sein. Das beweist die Geschichte im Übermaß.

Aktive und passive Bevölkerung

Unsere vorhergehende Untersuchung verschaffte uns eine der notwendigen Erkenntnisse, um einen wichtigen Gesichtspunkt zu präzisieren, der bisher kaum erwähnt wurde. Er ist durch den demographischen Umfang im Verhältnis zum Territorium gegeben. Unsere Definition der optimalen Dichte ist nämlich gültig für eine in bezug auf Geschlecht und Alter ausgewogene Bevölkerung. Aber da sich diese Tatsache auf einem wirtschaftlichen Zusammenhang gründet, wirkt sich jede Veränderung der demographischen Zusammensetzung auf sie aus. Auf einem bestimmten technischen Niveau nämlich hängt die optimale Dichte von zwei Faktoren ab: von der möglichen Produktion und von dem notwendigen Verbrauch. Einerseits verändert sich die Produktion je nach dem verfügbaren Boden – unter dem dreifachen Gesichtspunkt seiner Ausdehnung, seiner Güte und der Rohstoffe, die er enthält – und andererseits nach den vorhandenen Arbeitskräften. Der Verbrauch ergibt sich aus den biopsychischen Anforderungen der Bevölkerung, das heißt bei einer stabilen gesellschaftlichen Situation: aus der Einwohnerzahl. Wenn wir den verfügbaren Boden als feststehenden Faktor betrachten, reduzieren sich die wirtschaftlichen Zahlenangaben auf zwei: diejenige der Erzeuger und diejenige der Verbraucher. Für eine bestimmte Bevölkerung ist die letztgenannte Zahl ebenfalls konstant, aber nicht die andere. Unter den Voraussetzungen, die wir als bestehend angenommen haben, hängt nämlich die Zahl der Produzenten grundsätzlich von Geschlecht und Alter ab. Die verheiratete Frau – und es ist ja durchaus natürlich, daß die Frau heiratet – ist nicht dazu bestimmt, wirtschaftliche Funktionen zu erfüllen, um so weniger, je höher das jeweilige Zivilisationsniveau und je ausgeprägter damit der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist. Der relative Frauenüberschuß hat also entweder eine krankhafte gesellschaftliche Situation

zur Folge oder eine anomale Verringerung des Prozentsatzes von Erzeugern in der Gemeinschaft. Ein gleiches Phänomen ergibt sich, wenn sich der Prozentsatz von Kindern über den zur Arterhaltung nötigen Satz steigert oder wenn sich die Zahl der Alten vergrößert. Daher ist es notwendig, in jeder demographischen Einheit das bestehende Verhältnis zwischen aktiver – also erzeugender und verbrauchender – und passiver – das heißt ausschließlich verbrauchender – Bevölkerung zu beobachten. Es ist offensichtlich, daß die prozentuale Erhöhung dieses letztgenannten Bevölkerungsteiles bei gleichbleibendem technischen Niveau eine Einschränkung der Gesamtmöglichkeiten des Verbrauchs bedeutet. Andererseits nötigt uns die fragliche Variante, ein Konzept über die optimal nützlichste Bevölkerungsdichte zu definieren, das nicht nur den Raum und die Bevölkerungszahl berücksichtigt, sondern auch das zahlenmäßige Verhältnis zwischen aktiver und passiver Bevölkerung. Die optimale Dichte ist also diejenige, die die volle Ausnutzung des Territoriums für Zwecke der Produktion durch die aktive Bevölkerung gestattet, wie hoch auch der relative Prozentsatz des passiven Bevölkerungsteiles sei. Um zu dieser Definition zu gelangen, haben wir vorausgesetzt, daß sich die Technik der Produktion nicht ändert. Wenn diese sich dagegen vervollkommnet, wird sich die Zahl der erforderlichen Erzeuger zur Befriedigung der Anforderungen der Verbraucher in einem bestimmten Umfang verringern, und auch die optimale Bevölkerungsdichte wird sich mit der Erhöhung des prozentualen Anteils passiver Verbraucher entsprechend verändern. Das ginge natürlich auf Kosten der Verbesserung der Lebensqualität, die sich ergeben hätte, wenn mit der gleichen Menge von Erzeugern die Produktion durch bessere Ausnutzung des Bodens hätte gehoben werden können.

Der demographische Rhythmus

Was wir soeben erklärt haben, gilt für eine stabile Bevölkerung vom zahlenmäßigen Gesichtspunkt aus. Es ist jedoch eine Tatsache, daß die prozentuale Erhöhung der Kinderzahl und der Alten in einer Gemeinschaft im allgemeinen nicht von der Verringerung der Zahl der Produzenten herrührt – die ja erwachsen sind –, sondern von einer demographischen Erhöhung infolge der Verbesserung der Geburtenquote und der Erhöhung der mittleren Lebenserwartung. Wenn die Bevölkerung sich verjüngt oder altert – und diese beiden Phänomene können sich auch gleichzeitig ergeben –, ändert sich das Verhältnis zwischen dem aktiven und dem passiven Sektor: es gibt mehr und mehr Verbraucher, während die Zahl der Produzenten konstant bleibt oder doch jedenfalls nicht mit der gleichen Geschwindigkeit wächst. Man sagt, eine Bevölkerung verjünge sich, wenn die Zahl ihrer Kinder eine aufsteigende Kurve zeigt. Dies Phänomen tritt normalerweise nach einer demographischen Katastrophe ein – wie Krieg oder Seuche –, und zwar nicht auf Grund einer biologischen Gesetzmäßigkeit, wie Laien manchmal glauben, sondern durch einen komplexen psychosozialen Prozeß, mittels dem die Bevölkerung versucht, die verlorene Dichte zurückzuerlangen, was nicht anders als durch eine Erhöhung der Geburtenziffern zu erreichen ist. Dieselbe Sache ergibt die gleiche Wirkung, da eine technische Veränderung, vor allem, wenn sie von angebrachten politischen Maßnahmen begleitet wird, einen größeren Index der Bevölkerungsdichte gestattet. Das Anwachsen der Bevölkerung hält dann an, bis das gesetzte Ziel erreicht ist, was auch für Gebiete gilt, die erst besiedelt werden sollen. Eine sogenannte Verjüngung ruft durch die prozentuale Erhöhung des passiven Bevölkerungsteils eine vorübergehende Krise hervor. Aber das Gleichgewicht stellt sich wieder her – oder es stellt sich in unterbevölkerten Gebieten überhaupt erst her, wenn die Bevölkerung, die ein

bestimmtes Gebiet verlassen hat, wieder dorthin zurückkehrt –, so daß man aufs neue zur optimalen Dichte gelangt. Der Fall ist völlig anders, wenn sich dasselbe Phänomen in einem demographisch saturierten Gebiet durch Rückgang der Säuglingssterblichkeit ergibt. Die Überalterung der Bevölkerung, die gleichfalls eine Erhöhung der passiven Bevölkerung ergibt, rührt von der Anwendung künstlicher sanitärer Vorgänge her, die das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl verletzen und die mittlere Lebenserwartung des Einzelmenschen anwachsen lassen. Die Zahl der alten Leute wächst mit schwereren Folgen als im vorhergehend behandelten Fall, weil der Alte im Gegensatz zum Kind definitiv ein unproduktiver Verbraucher bleibt, jedenfalls solange er noch am Leben ist. Wir haben also gesehen, daß in jedem Gebiet, das seine optimale Bevölkerungsdichte erreicht hat, der natürliche demographische Rhythmus sich in der Form einer Sinuskurve ausdrückt, die parallel zu derjenigen verläuft, die die Entwicklung des technischen Niveaus widerspiegelt. Darum ist sie in unserer Zeit eindeutig aufsteigend. Aber der Prozeß kann das Ergebnis von zwei isolierten oder übereinstimmenden Faktoren sein. Wenn die aufsteigende Entwicklung vom Anwachsen der prozentualen Kinderzahl herrührt, verletzt das interne, vorläufige und unvermeidbare Ungleichgewicht die natürliche Ordnung nicht, auch wenn es allerlei Schwierigkeiten verursacht. Wenn es jedoch vom Anstieg des prozentualen Anteils der Alten herrührt, ist das Ungleichgewicht endgültig, und es entsteht eine krankhafte Situation. Dasjenige demographische Wachstum, das sich aus der gleichzeitigen Erhöhung der Kinderzahl und der Zahl der alten Leute ergibt, löst die Schwierigkeit durch einen Ausgleich an beiden Enden der Lebenskurve keineswegs, sondern bringt im Gegenteil das größte Ungleichgewicht, das man sich nur vorstellen kann, denn der Prozentsatz der passiven Bevölkerung wächst an diesem wie an jenem äußersten Punkt des menschlichen Altersfächers. Schließlich, wenn das überhaupt zu erreichen

wäre, würde man zu einer Gemeinschaft von Verbrauchern ohne jede Produktion gelangen. Die Krise würde jedoch in dem erwähnten Fall teilweise nur vorübergehend sein, weil sich die Kinder mit der Zeit in Produzenten verwandeln würden. Aber es ist nicht ganz so, weil die Zahl der Geburten sich verringert, während die mittlere Lebenserwartung steigt. Die aktive Bevölkerung altert nämlich, ohne daß sie in der gleichen Proportion wie die, die aufhören zu produzieren, durch neue Individuen ersetzt würde.

Der demographische Druck

Alle gesellschaftlichen Gruppen, aus denen sich eine staatliche Gemeinschaft zusammensetzt, entwickeln sich vom demographischen Gesichtspunkt aus nicht in einförmigem Rhythmus. Es ist im Gegenteil normal, daß diese oder jene Zwischengemeinschaft, diese oder jene gesellschaftliche Schicht an Zahl wachsen aus Gründen, die ihnen eigen sind, während andere sich stabilisieren, das heißt also zurückgehen. Die im Aufstieg begriffenen Gruppen üben so einen Druck auf die anderen aus in bezug auf die friedliche Eroberung ihres Gebietes, ihrer Versorgungsquellen oder ihrer Macht. Das ist einer der Faktoren innerer Wanderungsbewegungen. Gruppen verschiedener Bevölkerungsdichte neigen selbstverständlich dazu, durch Ausgleich zu einem umfassenden Gleichgewicht zu gelangen, dem sich natürlich diejenigen widersetzen, die durch das bestehende Verhältnis zwischen Produktion und Verbrauch gerade bevorzugt sind. Jede gesellschaftliche Gruppe im Zustand zahlenmäßigen Wachstums übt auf Grund ihres Bevölkerungsumfanges einen demographischen Druck auf die anderen, in dieser Beziehung weniger dynamischen aus, wenn die Kinder, das Ergebnis einer vorhergehenden Geburtenerhöhung, in das Erwachsenenalter gelangen. Eine solche Gruppe durchläuft dabei zwei aufeinanderfolgende Ab-

schnitte. Im Verlauf des ersten wächst seine passive Bevölkerung auf Kosten des Lebenshaltungsniveaus. Im Verlauf des zweiten vermehrt sich seine aktive Bevölkerung, was einen stark erhöhten Bedarf an Land und Rohstoffen und in jedem Fall einen Machtzuwachs bedeutet, wenn es sich um eine geosoziale Gemeinschaft handelt. Im Schoß des Staates stellen daher die demographischen Gegensätze normale Erscheinungen dar. Der Bevölkerungsumfang ist eine der Kräfte, die in der gesellschaftlichen Dynamik eine natürliche Rolle spielen. Daher der folgende Widerspruch: Auf der einen Seite ist das Anwachsen geosozialer Gemeinschaften logischerweise durch die optimale Bevölkerungsdichte begrenzt, die ihrem Gebiet und dem Stand ihrer Technik entspricht; aber andererseits ist eine Überbevölkerung von diesem letztgenannten Gesichtspunkt aus nützlich als Druckmittel, also zur Sicherung, oder sogar unerläßlich, um äußerem Druck gleicher Art Widerstand zu leisten. Tatsächlich rührt dieser Widerspruch von unserer Definition her, die wir der optimalen Bevölkerungsdichte gegeben haben, wobei wir den Begriff des maximal erwünschten und möglichen Verbrauches einführten. Wenn man das Ausmaß der Befriedigung theoretischer Bedürfnisse verringert, ohne so weit zu gehen, das menschliche Potential in Mitleidenschaft zu ziehen, kann die Bevölkerungsdichte über ihr optimales Niveau gehoben werden. Das Aufopfern eines überflüssigen Teiles des Konsums erlaubt so das Wachsen der gemeinsamen Macht ohne schädliche Konsequenzen.

Der Lebensraum

Unsere bisherigen Feststellungen sind – wohlverstanden – gültig für autonome Gemeinschaften bei ihren möglichen gewaltsamen Auseinandersetzungen. Diejenigen, die eine höhere Bevölkerungsdichte als die normale haben, versuchen, das Gleichgewicht durch Auswanderung oder Eroberung neuer Gebiete wiederherzustellen. Das bedeutet den –

friedlichen oder bewaffneten – Einmarsch in fremdes Gebiet von geringerer Bevölkerungsdichte. Diese Feststellung zwingt uns, unsere früheren Untersuchungen in einem neuen Licht zu vervollständigen. Als wir sie machten, gingen wir vom Raum aus, um zu dem Konzept der optimalen Bevölkerungsdichte zu gelangen. Die Methode, die wir dabei angewendet haben, ist nicht willkürlich, da sie der natürlichen Wirklichkeit des ökologischen Gleichgewichtes entspricht. Aber wir wissen durchaus, daß man das Ausmaß der erwünschten Bevölkerung ebensogut entsprechend dem verfügbaren Raum festsetzen kann wie den notwendigen Raum für eine gegebene Bevölkerung berechnen. Theoretisch ist dies letztgenannte Vorgehen befriedigender, da der Mensch natürlich zuerst seinen geographischen Rahmen hat. Aber in der Praxis entspricht er nicht immer seinen reellen Möglichkeiten. Der Raum eines Staates ist im allgemeinen nicht dehnbar, obwohl sich der Fall ergeben kann, daß einst ungenutzte Gebiete durch neue Formen der Technik besiedelt werden können, und die Gebiete von geringerer Bevölkerungsdichte stehen nicht immer der Einwanderung offen und sind noch weniger für eine Abtretung der Souveränität verfügbar. Daher die kriegerischen Konflikte, die sich unter bestimmten Umständen zwischen übervölkerten Staaten und anderen ergeben, deren Bevölkerungsdichte unter dem optimalen Punkt liegt, der vielleicht nicht ihrem eigenen technischen Niveau, wohl aber demjenigen der erstgenannten entspricht. Von der Bevölkerung ausgehend, können wir also das Gebiet bestimmen, das für eine Gemeinschaft notwendig ist, um eine optimale Bevölkerungsdichte zu erlangen, für die sie sich voll einsetzen kann. Der Besitz und möglicherweise – im Rahmen der bestehenden Verfügbarkeit – die Eroberung dieses Lebensraumes entspricht also einem natürlichen Recht. Dies bedeutet nicht, daß die Verwirklichung dieses Rechtes von sich aus gültig ist, noch daß sein Vorhandensein notwendigerweise das Recht gleicher Art beseitigt, das einem ande-

ren Staat von geringerer Dichte zustehen könnte. Vergessen wir nämlich nicht, daß die optimale Bevölkerungsdichte sich relativ zum Niveau der Technik verhält und mit diesem ansteigt. Ein Staat, der beispielsweise von Ackerbau und Viehzucht lebt, hat einen anderen Bedarf an Grund und Boden als ein industrialisierter, der für halb leer gilt. Deutschland suchte 1941 seinen Lebensraum in der Sowjetunion, wo die Bevölkerungsdichte beträchtlich geringer war. Doch dieses Land hatte auf Grund einer optimalen Dichte, die vom niedrigen Niveau seiner Technik herrührte, das weit unter dem des Reiches lag, keinen Raum mehr, der ihm nicht gefehlt hätte. Es handelte sich also um einen Konflikt zwischen zwei Naturrechten, von denen eines so respektabel ist wie das andere, wenn wir qualitative Betrachtungen anderer Art außer acht lassen. Dies Beispiel Deutschlands ist am besten geeignet, um uns zu zeigen, wie relativ der Lebensraum ist. Mit einer Bevölkerungsdichte, die wesentlich höher ist als vor dem Krieg, ist sein westlicher Teil Einwanderungsland geworden: Der technische Fortschritt hat seine optimale Dichte so weit anwachsen lassen, daß seine derzeitige Bevölkerung ungenügend ist. Das innere demographische Ungleichgewicht, eine Folge des Krieges, trägt fraglos dazu bei, das Phänomen zu verstärken. Aber dies ist nicht die einzige oder auch nur die wichtigste Ursache, da Schweden und die Schweiz, die außerhalb des Konfliktes blieben, gleichfalls Arbeitskraft importieren.

Die demographische Planung

Wenn ein Staat seine optimale Bevölkerungsdichte überschreitet oder doch dazu neigt, ohne den Lebensraum erobern zu können oder zu wollen, der seinen gegenwärtigen und zukünftigen Notwendigkeiten entspricht, ist die einzige Lösung, die ihm übrig bleibt, um mit dem Problem fertigzuwerden, die künstliche Beschränkung seiner Bevölke-

rungszahl. Den natürlichen Faktoren – biologischen und sozialen – des demographischen Gleichgewichtes gesellt sich so ein verstandesmäßiger Faktor hinzu, der die anderen ergänzt und ihre eventuellen Mängel behebt. Die freiwillige Begrenzung des Bevölkerungsumfanges ist keineswegs eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts und ergibt sich auch nicht zum ersten Mal als Folge der grob vereinfachenden Theorien von Malthus[8]. Das Imstichlassen der Alten – als unproduktive Verbraucher – wurde und wird noch immer von zahlreichen primitiven Völkern gehandhabt, besonders bei Nomadenstämmen, die sich im Bemühen um ihre Existenzmöglichkeiten ohne Hindernisse bewegen müssen. Im alten China war es gebräuchlich und erlaubt, Säuglinge weiblichen Geschlechtes umzubringen, um die künftigen Geburtenzahlen herabzudrücken. Unabhängig von diesen Beispielen ist es eine wohlbekannte statistische Tatsache, daß bei zivilisierten Völkern innerhalb der städtischen Bevölkerung die Fortpflanzung künstlich eingeschränkt wird, im allgemeinen aus wirtschaftlichen Gründen und in den Schichten von höchstem kulturellem Niveau zwecks Lustgewinn, oft mit sehr negativen Folgen. Was aus dem Werk von Malthus zunächst auf ideellem Gebiet und danach auch in der Praxis hervorgeht, ist die demographische Planung durch Geburtenkontrolle. Halten wir sofort fest, daß das Prinzip und die Methode, die in Frage kommen, alles andere als untrennbar von einander sind. Da es feststeht, daß der Mensch ein denkendes und politisch handelndes Wesen ist, ist es durchaus normal, daß er von seinen intellektuellen Fähigkeiten Gebrauch macht, um ein so schweres Problem zu lösen, vor allem, wenn man berücksichtigt, daß es sich weitgehend deswegen stellt, weil die biologischen Faktoren des demographischen Gleichgewichtes künstlich beseitigt worden sind. Die Bevölkerungsplanung will die reduzierende Wirkung dieser Faktoren durch die verstandes-

[8] Thomas Robert, 1766–1834, engl. Volkswirtschaftler und Sozialphilosoph

mäßige Anwendung sozialer Faktoren ausgleichen. Nichts ist natürlicher als dies. Die Geburtenkontrolle dagegen, wenn es auch wahr ist, daß sie unter gewissen Umständen, wie in Japan nach dem Zweiten Weltkrieg, den Umfang der Bevölkerung stabilisieren kann, ruft ernsthafte Ungleichheiten qualitativer Art hervor, deren Folgen auf lange Sicht schlimmer sind als diejenigen, die vom zahlenmäßigen Ungleichgewicht herrühren. Durch die Sterilisierung, die Verbreitung von empfängnisverhütenden Methoden und Mitteln und die gesetzlich erlaubte Abtreibung will die Geburtenkontrolle nämlich – und das gelingt ihr häufig – den Anteil der Kinder innerhalb der Bevölkerung niedrig halten. Unter diesen Umständen altert die Gesellschaft. Die Eskimos, die ihre Alten auf dem Eis liegen lassen, beseitigen damit Individuen, die ihre Funktion im Gemeinwesen bereits erfüllt haben und von denen in diesem Sinn nichts mehr zu erwarten ist, die also endgültig unproduktive Verbraucher geworden sind. Die Geburtenbeschränkung bedeutet dagegen die Beseitigung von nur vorübergehend unproduktiven Verbrauchern, das heißt potentiellen Erzeugern. Von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet, betrifft die Geburtenkontrolle vor allem die Bevölkerungsschichten von höchstem verstandesmäßigen Niveau und – weltweit betrachtet – die Rassen von höchster geistiger Tüchtigkeit, weil die Anwendung der zur Geburtenbeschränkung empfohlenen Methoden so schwer zu erklären und noch schwerer zu begreifen ist. Das bewirkt ein qualitatives Ungleichgewicht von tragischen Folgen. Es wäre viel befriedigender, aus dem einen oder anderen Grund unnütze Individuen zu beseitigen. Aber merkwürdig genug: Die sich heute zivilisiert nennen, befürworten die Abtreibung, also den Mord an einem Lebewesen im Mutterleib, und weisen voller Abscheu die Euthanasie, also den Gnadentod von unheilbar Kranken, zurück. Sie erhalten menschliche Ungeheuer künstlich am Leben, aber verhindern gleichzeitig die Geburt von gesunden Kindern, unter ihnen auch solche von

vielleicht höchstem potentiellen Wert. Das ist die schlimmste der Irrungen. Wir haben in diesem Absatz bisher nicht davon gesprochen, daß die Bevölkerungsplanung auf den Bevölkerungsüberschuß zurückzuführen ist. Wohl verstanden: es gibt auch das Gegenteil davon. Die Länder, deren Bevölkerungsdichte unter der optimalen Grenze liegt, haben zweierlei Vorgehen zur Auswahl, um ihre Unzulänglichkeit auf diesem Gebiet zu beheben: die Erhöhung der Geburtenfreudigkeit durch wirtschaftliche, psychologische und soziale Maßnahmen, wie das Italien und Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg machten, und Einwanderung. Das erstgenannte schafft keine Probleme. Das zweite werden wir im nächsten Abschnitt behandeln.

Die demographische Konzentration

Mit den vorhergehenden Abschnitten haben wir in umfassender Weise die Bevölkerung geosozialer Gemeinschaften betrachtet. Das Vorgehen war einwandfrei, denn es wurde auf Einheiten des wirklichen Gemeinschaftslebens angewendet, aber es erlaubte nicht, alle Gesichtspunkte des Bevölkerungsproblems zu erfassen. Die Bevölkerungsdichte, so wie wir sie bisher untersucht haben, ist nämlich nur ein einfaches Mittel, dazu geeignet, die inneren Veränderungen von grundsätzlicher Bedeutung zu verschleiern. Die von einer großen Stadt inmitten einer Wüste gebildete Gemeinschaft kann nämlich den gleichen Index ergeben wie eine andere, deren Bevölkerung sich in einheitlicher Weise auf eine Vielzahl von kleinen Dörfern verteilt: die jeweiligen demographischen Gegebenheiten der beiden Gebiete sind offensichtlich nicht miteinander zu vergleichen. Es ist also notwendig, die Dichte durch den Grad der Konzentration zu vervollständigen. Um den Einfluß zu ermessen, den dieser letztgenannte Faktor auf die Strukturen selbst hat, genügt es, auf unsere Geschichte zurückzugreifen. In den rö-

mischen Provinzen lebte die große Mehrheit der Bevölkerung in den villae (Dörfern), vereint in mehr oder weniger großen Familien. Die städtischen Zentren waren nichts weiter als militärische Garnisonen, wobei manchmal noch ein Markt hinzukam. In der Feudalzeit konzentrierten sich die bäuerlichen Familien im Umkreis der Burgen und bildeten die Dörfer, von denen einige nach der Wiederherstellung großer territorialer Einheiten Marktflecken und Städte wurden, die sich handwerklicher und später in erheblich bescheidenerem Umfang industrieller Fertigung widmeten. Die städtische Bevölkerung erhöhte sich bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nur sehr langsam, als die kapitalistische Vervielfachung der Industrie einen Teil der Landbevölkerung, die wegen der wirtschaftlichen Entwicklung anwuchs, in die Städte absaugte, was gleichzeitig einen größeren Personalbedarf im verarbeitenden und im Dienstleistungssektor verursachte und dank der Mechanisierung der Landarbeit eine fortschreitende Verringerung der Landarbeiterschaft bedeutete. In Westeuropa lebten 1969 immer noch 40 Prozent der Gesamtbevölkerung auf dem Lande, aber in den USA, wo dieser Teil der Menschen komfortabler und anspruchsvoller lebt sowie gleichzeitig weniger traditionsgebunden ist als in Europa, sind es im Schnitt nur noch 7 Prozent. Zu dieser Verschiebung vom Land in die Stadt kommt noch die in jedem Staat immer stärker hervortretende Wachstumstendenz gewisser städtischer Zentren hinzu, die ungeheuren Umfang annehmen. Die Strukturen einer Stadt von mehreren Millionen Einwohnern sind offenbar nicht dieselben wie diejenigen eines großen Dorfes, das nur einige tausend Menschen beherbergt.

DIE WANDERUNGEN

Definitionen

Nur Gemeinschaften von sehr niedrigem Zivilisationsniveau bewahren sich manchmal eine vom doppelten Gesichtspunkt der Quantität und der Qualität beständige Bevölkerung für eine beträchtliche Zeit auf historischer Stufe. Denn nur in solchen Gemeinschaften wirken sich die natürlichen und gesellschaftlichen Faktoren des demographischen Gleichgewichtes voll und beständig aus, da ihre äußersten Möglichkeiten der qualitativen Behauptung entweder schon verwirklicht oder in den ungünstigen Lebensverhältnissen enthalten sind. In den anderen Gemeinschaften geschieht das durch ständige demologische Umgestaltungen, die sich entweder durch interne Veränderungen oder Wanderungsbewegungen ergeben. Im weitesten Sinn des Begriffes nennt man „Wanderung" jeden freiwillig oder erzwungen erfolgten Akt, durch den ein Individuum oder eine Gruppe von Menschen seinen Wohnsitz verläßt, um sich in einem anderen Gebiet niederzulassen. Die Biosoziologie schränkt jedoch die Spannweite des Begriffes ein. Auf der einen Seite beschäftigt sie sich nicht mit individuellen Wanderungen, es sei denn, daß ihr Umfang sie zu einem gesellschaftlichen Phänomen macht. Andererseits zieht sie die ständigen oder zeitweisen Verschiebungen von Nomadengruppen in leeren Räumen nicht in Betracht. In beiden Fällen nämlich ändern sich weder die Bevölkerung noch die Strukturen der fraglichen Staaten. Im Gegenteil bleiben diese unwandelbar dank einer funktionierenden Organisation, die ihnen erlaubt, einen sich stets gleichbleibenden Rahmen geoökonomischer Art zu bewahren. Wenn die natürlichen Hilfsquellen einer Region erschöpft sind, muß ein Stamm von Jägern oder Hirten sich notgedrungen eine andere Gegend suchen, wo er die Lebensbedingungen antrifft, de-

nen er angepaßt ist. Der Wechsel des geographischen Raumes ist also für ihn ein Faktor demologischer und struktureller Beständigkeit. Die Biosoziologie interessiert sich nur für Wanderungen, die gesellschaftliche Wandlungen hervorrufen. Diese können die Gemeinschaft betreffen, die sich in Bewegung setzt oder einen Teil ihrer Mitglieder verliert, aber auch diejenige, die die Einwanderer aufnimmt oder die von ihnen gebildet wird. Es ist daher angebracht, das Problem der Wanderung von einem doppelten Gesichtspunkt aus anzugehen: von dem der Ursprungsgruppe, in welchem Fall man von Auswanderung spricht, und dem der aufnehmenden Gruppe, bei der man sich mit Einwanderung zu befassen hat. Man muß ferner zwischen auswärtigen Wanderungen, die eine Bevölkerungsverschiebung von Staat zu Staat bedeuten, und internen Wanderungen unterscheiden, die Bevölkerungsbewegungen innerhalb des geographischen Raumes desselben Staates darstellen. Schließlich müssen wir die nicht mehr rückgängig zu machenden Wanderungen von denen auf Zeit getrennt untersuchen. Die Soziologie beschäftigte sich bis vor kurzem nur mit den erstgenannten, während die anderen, besonders im Fremdenverkehr, letzthin große Bedeutung gewonnen haben.

Völkerwanderungen und teilweise Wanderungen

Die ersten Wanderungen, von denen wir historische Kenntnis haben – zumindest auf Grund ihrer Auswirkungen –, sind diejenigen ganzer Völker. Wir beziehen uns hier nicht auf die Bevölkerungsverschiebungen nach jungfräulichen Ländern wie diejenigen mongolischer Stämme, die über die Beringstraße im Nordosten Asiens nach Amerika gelangten – sie beschäftigen den Historiker und nicht den Soziologen, wie wir im vorhergehenden Absatz gesehen haben –, sondern auf die Züge von ganzen Völkern in Gebiete, die schon

von menschlichen Gemeinschaften – also bodenständigen oder doch früher dorthin gelangten – besetzt waren. Wir denken besonders an die vollständige Verschiebung arischer Völker, die in aufeinanderfolgenden Zügen aus Zentralasien nach Indien, dem Iran und Europa auswanderten. Und an die weniger weit zurückliegende von Stämmen aus Turkestan nach Zentraleuropa sowie an die Mongolenhorden, die sich in Rußland niederließen. In diesen Fällen handelte es sich um soziale Gruppen, die aus diesem oder jenem Grund die von ihnen besiedelten Gebiete geschlossen verließen und die fremde Bevölkerung überwältigten, mit der sie sich im Lauf der Zeit bis zu einem gewissen Grad vermischten. Diese Wanderungen hatten also eine doppelte soziale Folge: das Verschwinden der ursprünglichen Gemeinschaft und die Bildung einer neuen mit anderen Strukturen und vielleicht auch anderer ethnischer Grundlage. In unserer Zeit hat sich dies Phänomen nur auf niedriger Ebene ergeben, wie es mit der preußischen Bevölkerung der Fall war, die bei Ende des Zweiten Weltkrieges in die westlichen Teile Deutschlands vertrieben wurde. Die teilweisen Wanderungen, deren Kennzeichen variabler sind, stellen dagegen einen feststehenden historischen Tatbestand dar. Wenn die notwendigen Bedingungen gegeben sind, treten sie zu allen Zeiten bei allen Völkern auf. Die Griechen und die Phönizier gründeten Städte im ganzen Mittelmeerraum. Rom bevölkerte ganze Provinzen seines Reiches mit seinen Bürgern. Nordamerika, Australien und ein Teil Südamerikas verdanken fast die Gesamtheit ihrer Bevölkerung europäischen Einwanderern. In gewissen Fällen stellten sich die Neuankömmlinge anderen rassischen Gemeinschaften entgegen, ortsansässigen oder gleichfalls eingewanderten wie in Südafrika, oder sie vermischten sich mit ihnen wie im größten Teil Mittel- und Südamerikas. Die neuen Gemeinschaften verdanken vieles, wenn nicht alles, ihren Einwanderern, aber ihre Strukturen, ausgenommen nur mitunter in bezug auf die Familiengruppe, sind eigene. Die konstituie-

renden Elemente – Einzelpersonen oder Familien – kamen nämlich einzeln, nachdem sie sich von ihren eigenen Gemeinschaften getrennt hatten, die ohne sie ihrem Weg der historischen Entwicklung folgten. Um unsere Analyse zu vervollständigen, sei noch das Mittelding der völkischen Zerstreuung erwähnt: Ein ganzes Volk wandert aus, aber seine Angehörigen verteilen sich auf viele verschiedene Staaten. Es handelt sich also um eine geschlossene Emigration, die auf eine teilweise Einwanderung hinausläuft. Der berühmteste Fall ist der der jüdischen Diaspora im 1. Jahrhundert n.d.Zw. (nach der Eroberung Palästinas durch die Römer). In derselben Weise wurden bei Ende des Zweiten Weltkrieges gewisse Republiken der Sowjetunion durch die Vertreibung ihrer Bewohner ausgelöscht, die einzeln nach Sibirien und in die zentralasiatischen Provinzen deportiert wurden.

Freiwillige und zwangsweise Wanderungen

Die vorhergehend angeführten Beispiele mahnen uns, bei den Wanderungen zwischen solchen zu unterscheiden, die der freiwilligen Entscheidung derjenigen entsprechen, die ihren Lebensraum wechseln, und denjenigen, die auf Zwang zurückzuführen sind. In der Praxis ist jedoch die Unterscheidung nicht immer so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Es gibt fraglos Wanderungen, die unbestreitbar freiwillig erfolgen. Der italienische Landbewohner, der zwischen 1860 und 1914 sein Land verlassen hatte, um in Argentinien sein Glück zu machen, der Engländer, der Ire oder der Deutsche, der nach den USA auswanderte, um dort bessere Lebensbedingungen anzutreffen, der Jude, der auf der Suche nach günstigeren Märkten für seine Geschäfte Westeuropa mit der Neuen Welt vertauschte, sie alle handelten nach ihrem eigenen freien Willen. Niemand zwang sie, so zu handeln, und niemand redete ihnen auch nur zu, es sei

denn, daß man vielleicht ihre derzeitige Lage mit den Möglichkeiten verglichen hätte, die sich ihnen in anderen Gegenden unserer weiten Welt bieten könnten. Unbestreitbar freiwillig waren auch die Völkerwanderungen von Menschen gelber Hautfarbe, die in verschiedenen Abschnitten der Geschichte mit der Absicht nach Europa marschierten, diesen Erdteil oder doch Teile von ihm zu erobern. Im Gegensatz dazu kennen wir erzwungene örtliche Verschiebungen von Einzelpersonen oder ganzen Gruppen, die in der Geschichte tiefe Spuren hinterlassen haben. Der Handel mit schwarzen Sklaven, dem Amerika (im Norden wie im Süden) einen ansehnlichen Teil seiner Bevölkerung verdankt, stellt das deutliche Beispiel einer Bevölkerungsbewegung dar, die – über Jahrhunderte verteilt – ihren Opfern mit Gewalt auferlegt wurde. Die Austreibung der Bevölkerung der deutschen Provinzen, die von Rußland und Polen im Zweiten Weltkrieg annektiert wurden (im Einverständnis mit ihren demokratischen Verbündeten im Westen), stellt einen neueren Fall erzwungener Wanderung von globalem Charakter dar und die jüdische Diaspora einen gut ausgeprägten von zwangsweiser Emigration mit anschließender freiwilliger Zerstreuung. Was sich viel schwieriger definieren läßt, sind die Bevölkerungsbewegungen, die ihren Ursprung in politischer, rassischer oder religiöser Verfolgung haben. Kann man die Auswanderung eines Einzelnen als freiwillig betrachten, der keine andere Möglichkeit als Tod oder Gefängnis hat? Die Behörden seines Landes vertreiben ihn nicht: sie versuchen im Gegenteil, ihn aufzuhalten. Der Ausgestoßene entscheidet jedoch nicht frei. Die Umstände stoßen ihn, der sein Naturrecht auf Leben und Freiheit verteidigt. Ebenso gut könnte man mit Recht von dem fraglichen Einzelmenschen sagen, daß der Hunger ihn bedroht hat, wenn nicht seine nackte Existenz, so doch zumindest die minimalen Bedingungen für seine und seiner Familie Verwirklichung. Einen Fall, der vom Gesichtspunkt dieser Analyse noch weniger definiert ist,

stellt jener Wanderungsprozeß dar, den nicht eine direkte Verfolgung auslöste, sondern einfach der Mangel an Ruhe wie der, unter dem die Juden im Zarenreich litten. Wir können die Wanderungen von damals nicht mehr klar einordnen, die hervorgerufen wurden, ohne daß irgendeine Gewalt die Freiheit noch das Eigentum bedroht oder ein Verbot kollektive Veranstaltungen kultureller, nationaler oder religiöser Art beeinträchtigt hätte. Es ist selbstverständlich, daß eine menschliche Gemeinschaft, die man hindert, ihre Religion offen zu bekennen oder ihre Sprache zu gebrauchen oder die man einer fremden Autorität unterstellt, einer Situation zu entfliehen versucht, die für sie negativ ist, und daß sie sich – freiwillig – zur Auswanderung entschließt.

Die Auswanderung und ihre Ursachen

Wie wir gesehen haben, sind die Gründe für das Phänomen der Wanderungen vielfältig. Wir können sie in drei Kategorien einteilen: wirtschaftlich-soziale Gründe, demographische Gründe und politische Gründe, wobei dem letztgenannten Begriff der weiteste Sinn gegeben wird. Nichts verhindert, wohlverstanden, daß zu Beginn ein und desselben Prozesses Faktoren verschiedener Art zusammenwirken. Einem typischen Beispiel für die wirtschaftlich-sozial bedingte Auswanderung begegnen wir bei der Gründung von Siedlungskolonien in seinen Überseeprovinzen durch Rom. Der Übergang des römischen Regimes aus den Händen der Aristokratie in diejenigen der Oligarchie hatte trotz der Bodenreform eine äußerste Konzentration des Grundbesitzes ergeben. Bei der Tatsache, daß die meisten Gewerbe von Sklaven ausgeübt wurden, fehlten dem freien Menschen die Existenzmittel. Die Verteilung der eroberten Gebiete löste also ein wirtschaftlich-soziales Problem. Aber sie beseitigte gleichzeitig einen machtvollen Faktor der

Unzufriedenheit und hatte also folglich Gründe und Auswirkungen politischer Art. Einige Jahrhunderte später waren die Gründe für den Handel mit schwarzen Sklaven rein wirtschaftlicher Art: Nachfrage nach Arbeitskräften bei den Pflanzern Amerikas und Geldgier bei afrikanischen Negerkönigen sowie arabischen und europäischen „Ebenholzhändlern". Und es war der Wunsch, ein Vermögen zu machen oder doch wenigstens bessere materielle Lebensbedingungen zu erlangen, der im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts so viele Europäer auswandern ließ. Wenn dabei auch immer noch wirtschaftliche Elemente mitspielen, so sind die demographischen Ursachen des Wanderungsphänomens jetzt viel tiefergehend als früher. Sie ergeben sich nämlich nicht mehr aus zufälligen oder individuellen Umständen, sondern aus einem Überschuß an Bevölkerung. Wenn die Menge der Bewohner eines Gebietes bei einem stabilisierten Entwicklungsniveau diejenige zu überschreiten beginnt, die die optimale Bevölkerungsdichte erlaubt, ist die folgerichtige Lösung die Abschiebung des Überschusses. So stellten die griechischen Stadtstaaten der Antike, deren Gebiete begrenzt und außerdem dürr und trocken waren, ihr demographisches Gleichgewicht dadurch wieder her, daß sie von Zeit zu Zeit Kolonien gründeten, eine Lösung, die außerdem auch noch wirtschaftlichen und politischen Absichten entsprach. Die irische Auswanderung des 19. Jahrhunderts hatte trotz ihres spontanen Charakters Motive der gleichen Natur, da die auf diesem Gebiet getroffenen Entscheidungen persönlicher Art wirtschaftlichen, politischen und religiösen Ursachen entsprachen. Betrachtet man die politischen Gründe vom Gesichtspunkt des Staates aus, der eine menschliche Gemeinschaft direkt oder indirekt vertreibt, oder von dem der in ihren Entscheidungen mehr oder weniger freien Auswanderer, dann entsprechen sie immer der Unvereinbarkeit der Koexistenz. Entweder hält ein Staat im Schoß seiner Gemeinschaft heterogene Elemente vom rassischen, kultu-

rellen oder ideologischen Gesichtspunkt aus für gefährlich oder einfach nur störend, oder aber besagte Elemente fühlen sich unbehaglich und manchmal auch unsicher im Hinblick auf ihre Zukunft unter einer fremden Autorität. Ihre – erzwungene oder freiwillige – Auswanderung sichert dem Staat seinen Zusammenhalt und der nicht assimilierbaren Gemeinschaft die Möglichkeit, anderswo befriedigendere Lebensbedingungen anzutreffen. Die Situation bekommt, wohlverstanden, einen völlig anderen Charakter, wenn es sich um die Deportierung der Bewohner eines besetzten Gebietes durch die erobernde Macht handelt. Die von uns bereits erwähnte gewaltsame Emigration der Ostpreußen und anderer Bewohner der von den Sowjets und ihren Trabanten geraubten deutschen Landesteile, die ähnliche Freiheitsberaubung von Moslems in Palästina und diejenige von Franzosen in Algerien zum Beispiel stellen einseitige Lösungen dar, die auf Kosten der Rechte der vertriebenen Bevölkerung erlangt wurden.

Die Auswanderung und ihre Folgen

Wenn sich der Soziologe für alle Gründe, sogar die persönlichen, des Wanderungsphänomens interessiert, da nun einmal von ihnen der fragliche Prozeß abhängt, zieht er nur die gesellschaftlichen Folgen desselben in Betracht. Vom Gesichtspunkt des Ursprungslandes aus hat jede Auswanderung eine grundsätzliche Wirkung, die immer dieselbe ist, deren Bedeutung aber mit den Umständen beträchtlich wechselt: einen quantitativen Verlust an Bevölkerung. In dem Grenzfall einer Gesamtverschiebung oder einer völligen Zerstreuung leert sich das von der Gemeinschaft bisher bewohnte Gebiet und bleibt zur Verfügung derjenigen, die diese Entwicklung hervorgerufen haben oder eines später kommenden Volkes von Kolonisten. Weiteres wäre nicht hinzuzufügen. Aber wenn das Phänomen im Gegenteil nur

partiell ist, muß das Problem seiner positiven und negativen Folgen behandelt werden. Es ist vor allem offensichtlich, daß jedes menschliche Wesen, von Krankheitsfällen einmal abgesehen, eine gewisse tatsächliche oder potentielle Produktionskapazität besitzt. Wenn es derzeit aktive Erzeuger sind, die auswandern, sind die Folgen natürlich negativ, was in noch stärkerem Maß bei auswandernden Kindern der Fall ist – potentiellen Erzeugern, die nur augenblicklich noch unproduktiv sind –, obwohl zunächst eine gewisse Steigerung des Wohlstandes dadurch möglich ist, daß Verbraucher verschwinden, die ihre Bedürfnisse nicht durch eigene produktive Arbeit befriedigen. Vom quantitativen Gesichtspunkt aus ist die Auswanderung nur insofern positiv zu bewerten, als sie gestattet, die optimale Bevölkerungsdichte wiederherzustellen oder zu bewahren, oder weil sie die Gemeinschaft um potentielle Erzeuger erleichtert, die aus Mangel an den dazu nötigen Mitteln nie wirkliche Erzeuger werden könnten und also unproduktive Verbraucher bleiben würden. Wir haben jedoch bereits gesehen, daß die optimale Bevölkerungsdichte eine Funktion des Entwicklungsniveaus ist. Was wir hier festgestellt haben, gilt also für eine Gemeinschaft, die aus diesem oder jenem Grund keine Möglichkeit hat, ihren Nutzungsindex der vorhandenen Hilfsquellen zu verbessern oder auf diesem Gebiet neue zu erschließen. Indem das vorfaschistische Italien die Auswanderung erlaubte oder gar förderte, löste es so das Problem der Arbeitslosigkeit teilweise, verlor aber Möglichkeiten, deren Verwirklichung erlaubt hätte, wie das die Geschichte später bewies, die erwerbslosen Arbeitskräfte wieder in den Produktionsprozeß einzugliedern und das Entwicklungsniveau des Landes zu verbessern. Der quantitative Gesichtspunkt des Prozesses ist jedoch nicht der wichtigste. Sei sie nun von diesem letztgenannten Standpunkt aus positiv oder negativ zu werten, hat die Auswanderung doch sehr verschiedene Auswirkungen auf qualitativem Gebiet je nach der Höhe des Niveaus derjenigen, die

die Heimat verlassen. Es ist für ein Staatswesen nicht dasselbe, Handarbeiter zu verlieren, die bei ihrer Arbeit an immer selbständiger arbeitenden Maschinen relativ leicht zu ersetzen sind, oder Intellektuelle und Techniker, die nicht auswechselbaren Faktoren jeden Fortschrittes, auf welchem Gebiet auch immer es sei. Die qualifizierte Auswanderung, die es seit der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen aus Europa und Argentinien nach den USA gab, wog für die Ursprungsländer gewiß viel schwerer als die Verschiebung von Arbeitskräften mit dem gleichen Ziel im vorigen Jahrhundert, selbst wenn diese, wie im Fall Deutschlands, demographische Hohlräume schuf, die niemand wieder auffüllte. Die Abwanderung jener Schicht, die man als den Abfall der Gesellschaft bezeichnen kann, ist in jedem Fall positiv zu bewerten. Diese Menschen können sich assimilieren oder nicht, das kümmert niemanden. Wenn das die „Verwirklicher" und „Schöpfer" tun, wie Vacher de Lapouge die hochwertigen Elemente der fraglichen Wanderungsbewegung nennt, dann ist das in jedem Fall katastrophal, besonders in unserer Zeit, wo die Masse im Begriff steht, viel von ihrer Bedeutung als Machtfaktor einzubüßen.

Biotypologie des Auswanderers

Man müßte wissen, ob es gesellschaftliche Gesetze gibt, die auf qualitative Kennzeichen von Auswanderern angewendet werden, oder ob die freiwillige Auswanderung von menschlichen Wesen sich nach subjektiven Faktoren richtet, die unterschiedslos auf alle biosozialen Typen einwirken. Man ist es gewohnt, auf diesem Gebiet scharfen, aber nicht sonderlich begründeten Meinungen zu begegnen, und niemand wird jemals genau feststellen können, warum die keltischen Völker als erste die Küsten des Atlantischen Ozeans erreichten: weil sie die kühnsten waren – oder weil sie schneller fliehen konnten als alle anderen... Lassen wir bei

dieser unserer Untersuchung menschliche Nomadengruppen außer acht, deren territoriale Unbeständigkeit von ständigen wirtschaftlichen Erfordernissen hervorgerufen wird, und auch die zwangsweisen Auswanderer, deren Ortswechsel Ursachen gehorcht, die nichts mit ihrer Natur zu tun haben. Betrachten wir also ausschließlich Einzelpersonen, die sich, obwohl sie in ihrem Geburtsland hätten bleiben können, ausländischen Staaten einzeln oder in Begleitung ihrer Familien eingliedern wollen. Heben wir gleich hervor, daß sie alle eine Besonderheit gemeinsam haben: sie sind entwurzelt, gleichzeitig ihren neuen Lebensbedingungen nicht angepaßt und bereit, die Bande zu durchschneiden, die sie mit ihrem bisherigen geosozialen Milieu vereinen. Sie sind in doppelter Weise, materiell und psychisch, unabhängig von der Gemeinschaft, deren Bestandteil sie sind, sei es, weil sie sich verschieden von den anderen Mitgliedern fühlen, sei es, weil sie – berechtigt oder nicht – den Eindruck haben, von diesen abgewiesen zu werden. Es wandern also zwei Typen von Menschen aus: der Abenteurer und der Außenseiter. Der Abenteurer, oft vom großen, schlanken Typ, wandert aus, um, fern einer Umgebung, die seine Möglichkeiten der Selbstbestätigung begrenzt, gesellschaftliche Bedingungen anzutreffen, die ihm gestatten, seinen Machtwillen voll zu verwirklichen. Als „Schöpfer“ oder „Verwirklicher“ findet er in seiner Herkunftsgemeinschaft nicht den Platz, der ihm – seiner Ansicht nach – zukommt, und er zögert daher nicht, ihn woanders zu suchen. Es waren Abenteurer: der Eroberer, der Abkömmling einer Adelsfamilie und der Freibeuter, die aus sehr unterschiedlichen Gründen vor einigen Jahrhunderten nach Amerika gingen. Heute ist der Abenteurer ein – im weitesten Sinn des Wortes – Intellektueller, der außerhalb seines Landes ein günstigeres Feld für seine Forschungen finden möchte. Es erscheint auch der politische Flüchtling, im allgemeinen vom gleichen Biotyp, auch wenn das Abenteuer nicht das Ziel, sondern die Ursache für die

Verfolgung ist, die er erleidet. Das gilt auch für den Nonkonformisten in religiösen Dingen. Der Außenseiter repräsentiert fast das völlige Gegenteil des vorhergehenden Typs. Er ist ein „Assimilant" oder manchmal ganz einfach gesellschaftlicher Abfall, im allgemeinen von gedrungener Körperform, der infolge seiner relativen Unfähigkeit auswandert, von äußerster Minderwertigkeit, die ihn hindert, seine Stellung zu bewahren oder sogar – in Grenzfällen – auf seiner Heimaterde zu überleben. Wenn sich eine Katastrophe natürlicher Art ereignet wie zum Beispiel die Kartoffelkrankheit in Irland (die dort 1845/46 Hungersnöte hervorrief) oder wenn das Bevölkerungswachstum schneller vor sich geht als die technische Entwicklung, so daß auf einem bestimmten Gebiet ein Bevölkerungsüberschuß entsteht, dann sind diejenigen, die keine andere Wahl haben als das Feld zu räumen, auch die, die nicht in der Lage sind, sich wirksam im Lebenskampf gegen die Tüchtigeren mit Erfolg zu verteidigen: die schlechtesten Bauern, die schlechtesten Arbeiter, die schlechtesten Kaufleute und auch die Handarbeiter ohne jegliche berufliche Ausbildung, die auch schon zu normalen Zeiten gescheitert wären. Die doppelte Siebwirkung der Wanderung bringt also überragende und sehr minderwertige Individuen in die Einwanderungsländer, fast ohne alle Mittelwerte. Da es sich dabei meist um Kolonien oder von der Hauptstadt weit entfernte Provinzen handelt, werden die erstgenannten durch von der Regierung entsandte Funktionäre verstärkt und die anderen manchmal durch Kriminelle, die zur Strafe deportiert wurden. Zwischen der Elite und der Masse der Emigranten gibt es, wohlverstanden, keinerlei ständige Beziehung. Aber es versteht sich von selbst, daß die erste der beiden Schichten zahlenmäßig immer winzig bleibt, wenn man sie mit der anderen vergleicht.

Die Einwanderung und der Vorgang der Assimilation

An seinem Bestimmungsort angelangt, befindet sich der Auswanderer – jetzt bereits Einwanderer – plötzlich in einer neuen Welt, der er sich eingliedern, das heißt anpassen muß. Wenn er nicht von einer ethnischen oder nationalen Minderheit der gleichen Herkunft wie er im fremden Land aufgenommen wird, muß er seine Art zu leben und in gewissem Grad auch seine Art zu denken ändern, um mit der einheimischen Bevölkerung in Harmonie zusammenleben zu können und in der Gemeinschaft einen befriedigenden Platz einzunehmen. So beginnt für ihn ein mehr oder weniger langer und von mehr oder weniger Erfolg gekrönter Vorgang der Assimilation. Der Rhythmus und die Ergebnisse dieses Prozesses hängen grundsätzlich von dem Grad der Wesensverwandtschaft ab, die zwischen dem Einwanderer und der menschlichen Umwelt besteht, in der er seinen Platz finden muß. Die Rasse stellt auf diesem Gebiet eine fast unüberwindbare Schranke dar, wenn es sich um grundverschiedene ethnische Gemeinschaften handelt – wie im Fall von Großbritannien bei der Einwanderung von den Antillen nach dem Zweiten Weltkrieg –, wobei sich spontan ein Regime strenger Rassentrennung ergibt, das nur durch einen langen Vorgang der Vermischung überwunden werden kann. Zivilisation und Kultur – und besonders die Sprache – wirken erst in zweiter Linie mit, zumindest für vor der Einwanderung gebildete Familiengruppen. In Boston assimilieren sich Engländer leichter als Italiener – genau das Gegenteil gilt für Buenos Aires. Und Deutsche ordnen sich der einheimischen Bevölkerung in den USA leichter ein als in Brasilien. Aber alle den Strukturen übergeordneten Faktoren werden von der Religion übertroffen, jedenfalls was die Unverheirateten unter den Einwanderern und insbesondere die folgende Generation betrifft, denn die Religion bestimmt in vielen Fällen die Heirat. Gegen

Assimilierung wirkt, wenn überhaupt etwas, der Nationalstolz der Einwanderer, besonders wenn sie bedeutende Kolonien bilden wie die Japaner in Brasilien. Die Propaganda des Herkunftslandes kann auf den Prozeß einwirken wie im Fall der italienischen und deutschen Einwanderer vor dem Zweiten Weltkrieg, aber sie stellt ihn nicht in Frage. Die Französisch-Amerikaner der Neuengland-Staaten in den USA, Nachkommen der Einwanderer aus Quebec[9], haben sich ihre Sprache bewahrt und nennen sich Franzosen, obwohl sie Bürger der Vereinigten Staaten und seit zwei Jahrhunderten von ihrem Vaterland getrennt sind. Sie vermischen sich nicht einmal mit den Nordamerikanern irischer Herkunft, obwohl diese katholisch sind wie sie. Schließlich spielen auch noch die persönlichen Verhältnisse des Einwanderers eine Rolle. Die Männer gleichen sich leichter an als die Frauen, die Kinder eher als die Erwachsenen, die weltoffenen Typen eher als die verschlossenen, während die Assimilationsfähigkeit der schöpferischen Typen äußerst verschieden ist. Bei der aufnehmenden Gemeinschaft spielt auch die Aufgeschlossenheit gegenüber den Neuankömmlingen vom strukturellen Standpunkt aus wie auf dem Gebiet der psychosozialen Bereitschaft eine Rolle. Aber ganz allgemein sind die Einwanderungsländer offen und aufnahmebereit. Sie sind es jedoch viel mehr gegenüber den Niederstehenden – und daher „Besser-zu-Gebrauchenden" – als gegenüber den Höherstehenden, deren Tüchtigkeit die örtliche Oberschicht fürchtet. Die Hausherren bevorzugen logischerweise Domestiken statt Gleichstehender, die ihnen in der Herrschaft Konkurrenz machen könnten.

[9] Französischsprachige Provinz Kanadas, 1608 als französische Kolonie gegründet, 1759 von England annektiert

Die Einwanderung und ihre Konsequenzen

Die Einwanderung zieht also schwere Gefahren für die demologische Einheitlichkeit des Aufnahmelandes nach sich. Wesentlich differenzierte rassische Gruppen können in die Bevölkerung eindringen, wie das mit den Negern in den USA und mit den Juden überall der Fall ist, ohne einen anderen Erfolg als eine mögliche Bastardisierung, die das Niveau der ethnischen Substanz des Staates mindert. Halten wir jedoch fest, daß die substantielle Umformung eines Aufnahmelandes durch eine Wanderungswelle nicht immer negativ ist. Die nahezu gänzlich europäischstämmige Bevölkerung des heutigen Argentinien hat zum Glück kaum mehr irgend etwas mit dem zu tun, was sie – fast völlig bastardisiert – vor mehr als hundert Jahren war, ehe die Masseneinwanderung von Italienern und Spaniern begann. Außer den möglichen Gefahren der Veruneinheitlichung und der Möglichkeit grundsätzlicher demologischer Veränderungen hat die Einwanderung fast immer Folgen, die ebenso schädlich wie unvermeidlich sind. Die erste ist die qualitative Minderung. Das Zahlenverhältnis zwischen höherstehenden und niederstehenden Individuen liegt nämlich bei jeder Wanderungswelle nicht nur stets erheblich unter demjenigen in diesem oder jenem Herkunftsland, sondern auch unter demjenigen des Aufnahmelandes, wo man die Menschenmassen früher durch den doppelten Vorgang von Einwanderung und Auswahl formte. Anfangs scheint der menschlich niederstehende Beitrag die Macht der Gemeinschaft zugunsten der bereits früher vorhandenen Mitglieder derselben, insbesondere ihrer Führungsschicht, zu heben. Aber indem sich die Einwanderer assimilieren, mischen sich die niederstehenden Elemente unter die ursprüngliche Bevölkerung. Schließlich bilden sie eine untergeordnete Schicht unterhalb des eigentlichen Gesellschaftskörpers in der Art der Sklaven in Rom, und sie fügen sich wie die Freigelassenen dem Ganzen ein, wenn sie dieses

nicht sogar absorbieren. Das qualitative Niveau der Bevölkerung sinkt, und es wird nur durch einen langen Prozeß der Bildung und Auswahl möglich sein, es wieder zu heben. Die andere negative Folge, und zwar eine unvermeidliche, ist die Zertrümmerung der Sozialstrukturen. Der Einwanderer hat keine Bindung welcher Art auch immer, an die Bevölkerung, der er sich physisch einordnet. Im allgemeinen kommt er mit Frau und Kindern an, oder er heiratet eine Landsmännin. Er kapselt sich dann in seinem Familienkreis ein, ohne andere Kontakte mit den Nachbarn als seine berufliche Tätigkeit. Selbst wenn er sich einer Kolonie seiner Landsleute anschließt, befindet er sich unter Unbekannten, und die Beziehungen, die er mit ihnen unterhält, sind weit davon entfernt, diejenigen zu ersetzen, die er in seinem heimatlichen Dorf zurückgelassen hat, wo alle ein bißchen miteinander verwandt waren. So droht die Gemeinschaft, ein Mosaik fast isolierter Familien zu werden. Die gesellschaftliche Zertrümmerung bekundet sich noch mehr auf dem Gebiet der überstrukturellen Beziehungen. Der Einwanderer kennt die Geschichte des Landes nicht, oder er hält sie zumindest nicht für die eigene. Er neigt dazu, die Sitten und Gebräuche zu kritisieren, die ihm fremd sind, und er bleibt ein Fremder in einer überlieferten Kultur, die er nicht aufzunehmen vermag. Noch schlimmer: Die Zeit verschönt die Erinnerung an das verlorene Vaterland, und das Heimweh bemächtigt sich des Einwanderers. Das tägliche Leben der Gemeinschaft, zu der er wie zu einer Art Fremdenlegion gehört, läßt ihn gleichgültig, und mehr noch seine eigene Zukunft. Und die Kinder, zwischen dem elterlichen Heim und der Schulbank hin- und hergerissen, entscheiden sich entweder für das erstgenannte und fühlen sich darum weiter als Fremde, oder sie lassen sich von der Erziehung in der Schule beeindrucken und gelangen so weit, ihre „Gringo"-Eltern, wie man in den spanischsprachigen Ländern Amerikas sagt, geringzuschätzen und die Bande zu zerreißen oder doch we-

nigstens zu lockern, die sie mit der einzigen Gruppe verbinden, die fähig wäre, ihnen eine strukturelle Grundlage zu geben. Daher die gleichgültige Einstellung und die Neigung zum sozialen Parasitentum, die so charakteristisch für so viele Nachkommen von Einwanderern sind – Fremde im eigenen Land.

Die internen Wanderungen: geosoziale Instabilität

Die zwischenstaatlichen Bevölkerungsbewegungen sind nicht das einzige, das uns erlaubt, historische Beobachtungen und Analysen anzustellen. So bedeutend sie auch sein mögen, kann man sie doch als Ausnahmen betrachten, wenn man sie mit den Verschiebungen vergleicht, die sich im Innern jedes Landes vollziehen. Abgesehen von einem Fall der Verfolgung ist es für jemand, der die Notwendigkeit oder auch nur das Bedürfnis empfindet, den Boden, auf dem er geboren wurde, zu verlassen, einfacher, bloß die regionale Umgebung zu wechseln und so die Vorteile seiner ererbten Angleichung und der erworbenen kulturellen Lebensbedingungen zu bewahren, die sich nur in geringem Umfang verändern. Dies, ohne von der viel größeren Leichtigkeit eines Ortswechsels auf kurze Entfernung zu sprechen. Unabhängig von ihren unmittelbaren Ursachen, die wir später untersuchen werden, hängen die internen Wanderungsbewegungen zum einen grundsätzlich von erblichen Eigenschaften – ethnischen oder erworbenen – der menschlichen Gruppe ab, in deren Schoß sie sich ergeben, und andererseits von der mehr oder weniger ausgeprägten strukturellen Härte derselben. Ebenso wie es Wandervölker gibt, die insgesamt oder einzeln dazu neigen, von Land zu Land zu ziehen, so gibt es Unbeständige auch innerhalb der eigenen Grenzen, sei der Grund dafür ein biopsychisches Nomadentum oder das Fehlen einer Bindung an geosoziale Gruppen oder Gemeinschaften, die sie bilden. Es braucht

nur noch hinzugefügt zu werden, daß das, was wir über die Völker gesagt haben, ebenso innerhalb jedes einzelnen von ihnen für die verschiedenen biotypologischen Schichten gilt. Es ist kein Zufall, daß unter allen seßhaften Völkern des Abendlandes vom geosozialen Gesichtspunkt aus das nordamerikanische das instabilste ist. In den USA ist die Bevölkerungsverschiebung beinahe die allgemeine Regel. Man wechselt dort das Haus, die Stadt und den Bundesstaat mit der größten Leichtigkeit und mit erstaunlicher Häufigkeit. Nichts logischer als das. Es handelt sich nämlich um eine Bevölkerung von großenteils Söhnen, Enkeln und Urenkeln von Einwanderern, die das Nomadentum im Blut haben. Das Vorherrschen der nordischen Rasse, die mehr zur örtlichen Veränderung neigt als die alpine, stellt einen weiteren erblichen Faktor von gleicher Tendenz dar. Die Unterschiedslosigkeit der sozialen Formen und die strukturelle Gestaltlosigkeit wirken gleichfalls zugunsten der geosozialen Unbeständigkeit. Ein Volk von hoher Kultur und langer Geschichte wird immer durch die große Verschiedenheit seiner Gruppen und seiner Zwischengemeinschaften einerseits und seiner Gebräuche andererseits gekennzeichnet. Der Mensch ist nicht einfach ein Einzelteil eines undifferenzierten Ganzen, und es ist ihm nicht gleichgültig, in dieser oder jener Umgebung zu leben, denn jede solche, die anders ist als seine eigene, verlangt von ihm die Anstrengung der Anpassung, das heißt eine Anstrengung, die nicht notwendigerweise von Erfolg gekrönt sein muß. Wenn dagegen die Gleichförmigkeit regiert, wird die geographische Veränderung keinen spürbaren Wechsel der Lebensbedingungen bringen. Der Mann aus der französischen Provence wird in der Bretagne eine neue Welt antreffen. Der Yankee, der aus New York nach Chicago oder sogar nach San Francisco kommt, merkt kaum eine Auswirkung seines Umzuges, so als ob er nur die Wohnung innerhalb der gleichen Stadt gewechselt hätte. Wenn es außerdem keine anderen festen gesellschaftlichen Beziehungen als diejenigen gibt, die ihn –

bis zu einem gewissen Grad – an andere Mitglieder einer auf den ehelichen Herd beschränkten Familie binden, läßt er nichts hinter sich, und sein Wohnort ist ihm gleichgültig. Das ist der Grund, warum der Landarbeiter eher auswandert als der Besitzer von Grund und Boden, der Lohnempfänger als der Betriebsleiter, der Intellektuelle als der Beamte, die verkrachte Existenz als jemand, der einen freigewählten Platz in seiner örtlichen Umwelt einnimmt. Es ist kein Zufall, wie wir in der Geschichte feststellen können, daß interne Wanderungsbewegungen stets umgekehrt proportional zur Festigkeit der jeweiligen Gesellschaftsstruktur sind. Im Mittelalter gab es sie gar nicht, es sei denn bei Katastrophen, da jedermann seine ererbte Funktion ausübte, bei strengem, nämlich gesetzlichem Verbot, sie aufzugeben.

Die internen Wanderungen: Ursachen und Folgen

Abgesehen von ständigen Faktoren, wie wir sie untersucht haben, entsprechen die internen Wanderungen – wohlgemerkt: in jedem Fall – unmittelbaren Ursachen. Es sind im allgemeinen die gleichen, die wir weiter oben in bezug auf die Wanderungen von Land zu Land erwähnt haben, mit Ausnahme der politischen: Suche nach neuen Hilfsmitteln und Bevölkerungsdruck. Motive anderer Art, die vollkommen unvorhersehbar sind, können jedoch zufällig auftauchen. Zum Beispiel: die Gesetze über zwangsweise Erbschaftsteilung, die eine übermäßige Aufteilung des Bodens bewirkt und dadurch mächtig dazu beigetragen haben, das ländliche Europa zu entvölkern, die Mechanisierung der Landwirtschaft, die den Bedarf an ländlichen Handarbeitern eingeschränkt hat, und in den Vereinigten Staaten Klimaanlagen in den Fabriken, die die Industrialisierung der Südstaaten ermöglichten. Es ist angebracht, die ländlichen Wanderungen in die Städte, jenes Phänomen, das seit zwei Jahrhunderten anhält, wegen seines Umfanges und

seiner Kennzeichen gesondert zu behandeln. Ihre unmittelbare Ursache ist die Industrialisierung kapitalistischen Typs, die einen immer größeren Bedarf an Arbeitskräften durch die Errichtung von Fabriken in den städtischen Zentren schafft. Vom Licht der Stadt angelockt, verzichtet der Bauer auf sein traditionelles Leben, bricht mit seiner sozialen Umwelt – einschließlich seines familiären Milieus – und richtet sich in einer traurigen und unsauberen Mietskaserne einer Arbeitervorstadt ein. Die ländlichen Provinzen entvölkern sich oder wachsen doch nicht mehr, demographisch gesehen, im gewohnten Rhythmus des Landes. Die großen Städte, in denen Fabriken mit Vorzug errichtet werden, um einem großen Markt von Verbrauchern möglichst nahe zu sein und über die notwendigen Verkehrsmittel zu verfügen, blähen sich in monströser Form auf. Aus dieser doppelten Folgeerscheinung geht eine andere Form von Wanderung hervor: sie saugt aus ländlichen und kleinstädtischen Gebieten junge Menschen der Mittelklassen ab, die dort vermeintlich günstigere Lebensbedingungen anzutreffen hoffen. Die Erhöhung der industriellen Tätigkeit und die immer bedeutender werdende Bevölkerungskonzentration bewirken tatsächlich ein ständiges Angebot von Stellungen in Verwaltung und Technik und einen wachsenden Bedarf an Dienstleistungen aller Art, die alle zum großen Teil von der internen Wanderung befriedigt werden. Diese Bevölkerungsverschiebungen haben so, wie wir sie seit zwei Jahrhunderten kennen, eine in doppelter Hinsicht katastrophale Folge: die qualitative Verarmung der ländlichen Gebiete und das mehr und mehr hervortretende Ungleichgewicht der großen Städte. Auf der einen Seite entfernen sich die begabtesten und bestausgebildeten jungen Menschen jeder Generation von ihren Heimatorten und lassen die örtliche Bevölkerung möglicherweise ohne Führung zurück. Auf der anderen Seite und von Ausnahmen abgesehen, gelingt es ihnen nicht, einen befriedigenden Platz in den Aufnahmezentren zu erobern, so daß sie nur um den Preis

ihres Scheiterns die schon übergroßen und oft parasitären Mittelklassen vermehren. In den großen Industrieländern stellt man indessen seit der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg eine Neigung zur Dezentralisierung fest, die, wenn es ihr nicht gelingt, die großen Zentren von ihrer Verstopfung zu heilen, doch wenigstens ihren Riesenwuchs bremst. Kleinstädte industrialisieren sich, während Großunternehmen aufs flache Land verlagert werden. Diese Erscheinung erlaubt, eine Rückkehr zum geo-ökonomischen Gleichgewicht vorherzusehen, und folglich auch eine befriedigendere Bevölkerungsverteilung. Die einzige nicht mehr umkehrbare Tatsache scheint die Verringerung der durch die Maschine ersetzten landwirtschaftlichen Arbeitskraft zu sein.

Die Planung der Wanderungen

Der Wanderungsvorgang ist in der Lage, die menschliche Substanz eines Staates in bezug auf Menge und Güte zu verändern. Im Fall eines Einwanderungslandes kann er sogar sein rassisches Substrat verändern: das geschieht in Argentinien auf Grund des massenhaften Zuzugs von Indianern und Mischlingen aus den Nachbarländern. Es ist deshalb nur folgerichtig, daß die Staaten versucht haben, die Bevölkerungsverschiebungen durch Planung in den Griff zu bekommen. Wohl verstanden: Die Interessen der einen sind denen der anderen entgegengesetzt; ein Auswanderungsland wird versuchen, seine wertvollen Elemente zu Hause zu behalten, während ein Einwanderungsland die Neuankömmlinge sieben wird. Im erstgenannten Fall werden jedoch die polizeilichen Zwangsmaßnahmen im allgemeinen wirkungslos bleiben, und nur befriedigende Lebens- und Arbeitsbedingungen werden erlauben, das gewünschte Ergebnis zu erlangen. Dagegen kann die Einwanderung durch ein verwaltungsmäßig korrektes Sieben der Bewerber kontrolliert werden. Die Möglichkeit, die erbliche Ausstattung

einer Gemeinschaft durch die Hinzufügung hochwertiger Elemente zu verbessern, besteht zumindest in den Ländern, auf welche sich ein Wanderungsstrom spontan richtet. Die Versuchung der Quantität und vor allem der preiswerten Arbeitskraft – folglich also von geringerer Qualität – wirkt sich leider sehr oft in negativer Weise aus. Aber auch ohne diese sind die zu beachtenden Maßstäbe der Auswahl – Rasse, Biotyp, Kultur, Sprache, Religion, Berufsausbildung, Gesundheitszustand und Anpassungsfähigkeit – so zahlreich und stellen sich manchmal so widerspruchsvoll dar, daß die Aufgabe gewiß nicht leicht ist. Es ist jedoch nicht zu bezweifeln, daß es unter den fraglichen Faktoren eine notwendige Rangordnung gibt und daß dabei die Rasse an erster Stelle steht. Man kann einen Kranken heilen, einen Analphabeten unterrichten, einem Fremden die Landessprache beibringen, einen Andersgläubigen zur rechten Religion bekehren. Man könnte, mit mehr Zeitaufwand natürlich, aus einer qualitativ niederstehenden Bevölkerung eine Elite auswählen; aber es wird nie gelingen, aus einem Neger einen Weißen zu machen und umgekehrt. Der Sizilianer paßt sich in Argentinien vollkommen an, aber er führt – mit allen damit verbundenen Folgen – in die Erbausstattung des Landes Gene semitischer, folglich negrider Herkunft ein. Vom wesentlichen Standpunkt der ethnischen Auswahl stehen sich zwei Schulen gegenüber. Die eine stellt den Grundsatz der Blutsverwandtschaft auf. Eine bestehende oder in Bildung begriffene rassische Gemeinschaft dürfe ihren bereits vorhandenen Elementen nur ähnliche oder gleiche hinzufügen. Auf dieser Grundlage wurde das bis 1966 gültige Einwanderungsgesetz der USA formuliert, das die Zulassung nicht-nordischer weißer Einwanderer beträchtlich einschränkte und eine solche von Farbigen verbot. Halten wir jedoch fest, daß bei der praktischen Umsetzung in bezug auf die Weißen die bisherige Staatsangehörigkeit, nicht die Rasse berücksichtigt wurde, was die paradoxe Folge einer beträchtlichen jüdischen Einwanderung

im Schutz von gesetzlichen Normen hatte, die zugunsten von britischen und deutschen Einwanderern aufgestellt worden waren. Die andere Schule ist die des rassischen Ausgleichs. Dieses Prinzip gibt bei Laien oftmals Raum für Schätzungen einer phantastischen Chemie. Aber, wissenschaftlich ausgedrückt, stellt es die Tatsache fest, daß eine rassische Gemeinschaft durch einen andersartigen, aber höherwertigen Beitrag verbessert werden kann. Einerseits herrscht also die Sorge um rassische Einheitlichkeit und folglich diejenige nach Assimilation vor, andererseits diejenige um den wirklichen Wert des gewünschten Beitrags. Stellen wir indessen fest, daß die Theorie der Verwandtschaft Vielvölkerstaaten wie die USA und sogar Brasilien nicht daran hindert, deren Anwendung auf die höherstehende Rasse zu beschränken, und daß die These vom Ausgleich in keiner Weise die Gefahr der Einverleibung zu vieler andersartiger Elemente verkennt. Die beiden Prinzipien ergänzen sich also, wobei, je nachdem, mal das eine, mal das andere vorherrscht.

Die zeitweisen Wanderungen

Am Rande der Wanderungen, die wir in unserem Geschichtsabschnitt als endgültig bezeichnen können, hat es immer zeitweise Verschiebungen von Einzelnen und von Personengruppen gegeben, für die der landläufige Ausdruck „Reisen" gebraucht wird. Das Phänomen hat seit der Verwendung der Dampfmaschine für Verkehrszwecke eine quantitative Bedeutung angenommen, die sich nach den beiden Weltkriegen noch beträchtlich gesteigert hat. Sein demologischer Einfluß ist heute derartig, daß wir ihn hier nicht analysieren können. Die zeitweisen Wanderungen sind von dreierlei Typ, definiert nach ihren Ursachen. Die einen sind die Folge des modernen Krieges, ausgeführt durch Armeen von Wehrpflichtigen. Im Verlauf der großen Kon-

flikte unseres Jahrhunderts wurden Millionen von Kriegsgefangenen in Feindesland im Zustand einer halben Freiheit oder einfach eines Zwangsaufenthaltes jahrelang als landwirtschaftliche und industrielle Arbeitskraft genutzt. Es ist unvermeidlich, daß junge Männer, die unter eine fast völlig weibliche Bevölkerung gemischt werden – weil die Männer im wehrfähigen Alter zu den Waffen gerufen wurden –, beachtliche Spuren in der Erbausstattung der aufnehmenden gesellschaftlichen Einheit hinterlassen. Die Besetzung des besiegten Landes, die in unserer Zeit mehrere Jahrzehnte, ja in einigen Teilen Deutschlands rund ein halbes Jahrhundert dauern kann, hat die gleiche Wirkung. Die Anwesenheit farbiger französischer Truppen nach dem Ersten Weltkrieg im Rheinland hat durch die große Anzahl von Mulatten, die in diesem Gebiet geboren wurden, ihre rassischen Folgen unübersehbar hinterlassen. Aber das ist nur ein Aspekt – wahrlich der schwerste – in der Situation einer allgemeinen Ordnung, der sich nach 1945 in fast ganz Europa verstärkt wiederholt hat. Die zeitweisen Wanderungen des zweiten Typs erfolgen aus Gründen der Arbeitssuche und haben ähnliche Folgen wie die vorher behandelten: die bolivianischen, paraguayischen und chilenischen Arbeiter, die jedes Jahr zur Zuckerrohrernte oder zur Schafschur für einige Wochen nach Argentinien kommen, die Algerier, die sich für einige Jahre als Fabrikarbeiter in Frankreich verdingen, und die Portugiesen, Spanier, Griechen und Türken, die nach Deutschland, der Schweiz, Schweden usw. kommen und mit einem Arbeitsvertrag für eine bestimmte Zeitdauer inmitten der einheimischen Bevölkerung leben und deren sexuelle Beziehungen mit den Frauen ihrer Umgebung unvermeidlich sind, ohne von denen zu sprechen, die – legal oder nicht – endgültig ständige Einwohner des Gastlandes werden. Fremde Elemente dringen so in die Erbausstattung der Aufnahmevölker ein, deren Rasse sich mehr oder weniger langsam, aber unwiderruflich verändert. Bleiben schließlich noch die zeitweisen Wanderungen, die in sehr verschiede-

ner Weise ein Ergebnis des Fremdenverkehrs sind. Bis 1950 waren diese Art von Bevölkerungsbewegungen zahlenmäßig sehr beschränkt und betrafen nur einige wenige Städte und Gebiete Europas – Paris, Rom, die Schweiz, die Côte d'Azur, die italienische Riviera –, wohin sich ausschließlich Familien gehobenen gesellschaftlichen Niveaus begaben. Heute sind es dagegen Millionen von Reisenden, die jedes Jahr für einige Wochen in die Aufnahmeländer einfallen. Der „gehobene" Fremdenverkehr hatte keine gesellschaftlichen Folgen für die davon betroffenen Gebiete. Aber er trug zur Bildung in den Ursprungsländern bei, denen er wertvolle kulturelle Elemente – psychische und materielle – verschaffte: ein Vorgang, der sich in bezug auf den amerikanischen Kontinent auf niedrigerer Stufe fortsetzt. Der „Massentourismus" dagegen hat keinerlei Einfluß auf diejenigen, die ihn betreiben, aber er wirkt sich auf die Bevölkerung der Aufnahmeländer aus. Nicht so sehr vom biologischen Gesichtspunkt aus, obwohl man gewisse Veränderungen auf diesem Gebiet nicht leugnen kann, als was die unbestreitbar psychosozialen Modifikationen betrifft. Es ist der Fremdenverkehr, der die Schweizer aus Kriegern in Hoteliers verwandelt hat und ihnen eine Mentalität von Lakaien verlieh. Die Länder, die neuerdings begonnen haben, wirtschaftlichen Nutzen aus der Fremdenverkehrs-„Industrie" zu ziehen, werden in mehr oder weniger großem Ausmaß je nach dem Grad ihrer Widerstandsfähigkeit eine ähnliche Umgestaltung erleiden.

ÜBER DEN AUTOR

Prof. Dr. Jacques de Mahieu wurde 1915 als Sproß eines alten normannischen Adelsgeschlechtes in Paris geboren. Als Student der Politik- und Wirtschaftswissenschaften promovierte er und wurde noch vor dem Zweiten Weltkrieg in seiner französischen Heimat habilitiert. Sodann genügte er seiner Wehrpflicht als einfacher Soldat der Bespannten Artillerie. Nach dem am 22. Juni 1940 im Wald von Compiègne geschlossenen Waffenstillstand meldete er sich als Freiwilliger zur Waffen-SS, in deren Reihen er als Angehöriger der französischen Division „Charlemagne" den ganzen weiteren Zweiten Weltkrieg mitmachte, wobei er bis zum Dienstgrad eines Untersturmführers (Leutnant) befördert wurde.

Nach dem Zusammenbruch Deutschlands gelangte er mit seiner Familie auf abenteuerliche Weise nach Argentinien, während er in seinem Vaterland, dem er immer treu blieb, nicht weniger als vierzehn Mal zum Tode verurteilt wurde, ohne daß seine unversöhnlichen Feinde auch nur ein einziges dieser Urteile hätten vollstrecken können. Perón nahm den politischen Flüchtling wie so viele andere europäische Wissenschaftler mit offenen Armen auf und ermöglichte ihm die Fortsetzung seiner wichtigen Arbeit nicht nur zum Vorteil des eigenen Landes.

So konnte de Mahieu als Lehrstuhlinhaber und Rektor verschiedener argentinischer Universitäten in Buenos Aires und anderen Teilen des Landes weiter lehren und forschen. Eine wichtige politische Stellung übertrug ihm Perón, als er ihn zum Präsidenten der Partei-Hochschule des Peronismus ernannte, womit er ihm die Schlüsselposition zur politischen und weltanschaulichen Ausrichtung der Staatspartei anvertraute, die auch heute noch – obwohl von anderen Kräften infiltriert und weitgehend beherrscht und zum Instrument des Yankee-Imperialismus gemacht – am Rio de la Plata regiert.

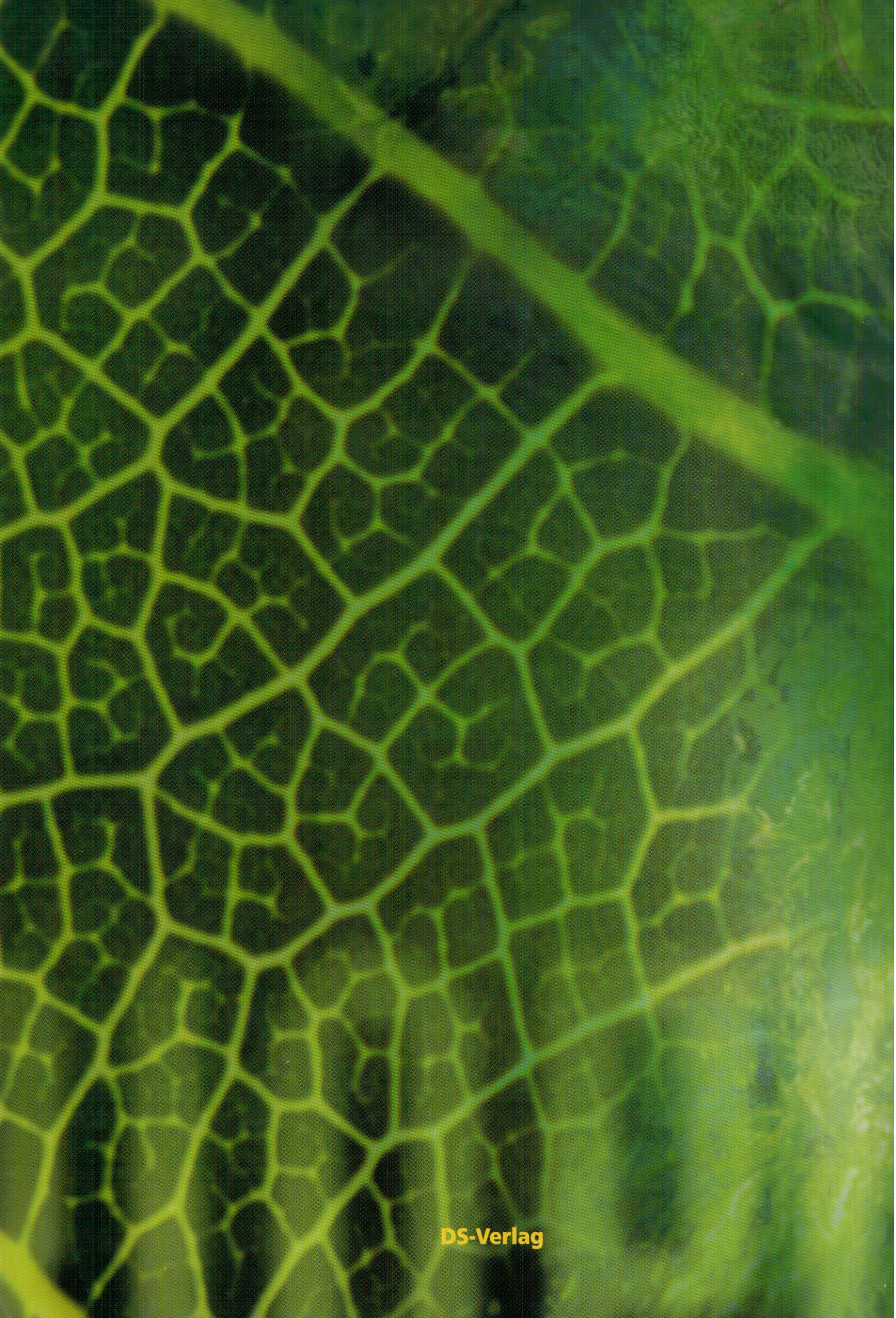
Seine Arbeit als Wissenschaftler und Schriftsteller richtete er frühzeitig und erfolgreich auf die Früh- und Vorgeschichte Amerikas. Er ging bei mehreren Expeditionen mit wissenschaftlicher Akribie den Spuren europäischer Kulturbringer nach, die schon viele Jahrhunderte vor dem Schwindler Kolumbus (in einem der Bücher de Mahieus als solcher entlarvt) die Wurzeln der uralten südamerikanischen Hochkulturen legten. Das segensreiche Wirken der Wikinger und Megalithiker, das bis ins zweite Jahrtausend v.d.Zw. zurückgeht, ist Gegenstand zahlreicher Bücher in französischer, italienischer, portugiesischer, spanischer und deutscher Sprache, von denen allein ein rundes Dutzend beim Grabert-Verlag in Tübingen erschien. Laffont (Paris) besorgte mehrere französische Ausgaben. In Argentinien wurde de Mahieu in akademischen Kreisen vor allem durch seine zahlreichen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik bekannt. Einige Monate vor seinem Tod beabsichtigte er noch, sich zur Sammlung von Material und Informationen auf die Osterinsel zu begeben. Das vorliegende Werk über die Grundlagen der Biopolitik erschien zuerst in französischer Sprache bei Editions Celtiques in Montreal (Kanada).
Jacques de Mahieu, der während vier Jahrzehnten in Argentinien und anderen Ländern Amerikas einen großen Kreis von Schülern und Anhängern gewinnen und maßgeblich beeinflussen konnte, starb kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres in Buenos Aires eines natürlichen Todes.

Wilfred von Oven, Buenos Aires (1994)

DER LEBENSBAUM

Es wuchs ein Baum viel tausend Jahre. –
Dort, wo der Erde tiefste Wasser in einem Riesenrund zusammenfließen,
wo aller Anfang Urgrund ist, dort sogen seine Wurzeln Kraft
und gaben sie dem Stamm mit seinen weitauswuchtenden Ästen weiter. –
Groß wuchs der Baum.
Der Krone Dach umspann den hohen Himmel,
und weiße Wanderwolken wiegten seine Zweige.
Unter des Baumes Schatten wohnten die Menschen wohlgeborgen.
Der Winde Rauschen und der weite Flug der Vögel
brachte die Kunde ihnen vom Wachsen und Wachen,
vom Ragen und Reifen des Lebens, das ihrer aller Mutter war.
So wurden sie wissend und durch Wissen stark.
So blieben sie gläubig, weil sie sehend waren. –
Zur Mitternacht fuhr einst die Axt,
die ein vom Sterbenskreuz Gezeichneter
mit fieberheißen Händen führte,
dem lebensstarken Baume in das Mark des Stamms.
Ein banges Ächzen stieg zum Himmel auf.
Die Krone sank.
Und Menschen wurden heimatlos.
Der Sterbensmann wies sein Gefolge an, aus Stein und Stammestrümmern
ein fensterloses Haus zu fertigen, in dem der Geist des Todes wohnen sollte. –
So wuchs das Haus.
Und bleiche Menschen gingen
gesenkten Hauptes in die dunkle Halle ein. –
Und wieder zogen tausend Jahre in das Land.
Viel hunderttausend Menschen starben aus Sehnsucht nach dem Licht.
Millionen siechten in der Dunkelheit. –
Da brach die Erde unter des dumpfen Hauses
Schwelle auf, und Risse zogen sich bis unters Dach.
Das junge Licht des hohen Himmels leuchtete hinein,
und matte Menschen fanden neuen Mut und glaubten an den Sinn
der fern des Hauses Finsternis leuchtenden Siegessonne. –
Aus alten Wurzeln sproßte neuer Stamm,
und Wachstum ließ die Starrheit weichen.
Die Mauern sanken:
Unter ihren Trümmern sproß der Lebensbaum
mit junger, ungestümer Kraft zum Himmel.

Kurt Eggers


DS-Verlag